Zeitschrift: Bündner Schulblatt = Bollettino scolastico grigione = Fegl scolastic grischun

Herausgeber: Lehrpersonen Graubünden

Band: 46 (1986-1987)

Heft: 5

Artikel: Rückblenden auf meine Amtszeit am Bündner Lehrerseminar : (Beitrag zur Geschichte des Seminars 1951-1977)

Autor: Buol, Conrad

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-356835

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Rückblenden auf meine Amtszeit am Bündner Lehrerseminar

(Beitrag zur Geschichte des Seminars 1951–1977)

Conrad Buol, Chur und Glaris

Amtsübernahme und Einarbeit

«Streng und schön» habe Paul Conrad die Aufgabe genannt, als er nach einer Rekordzeit von achtunddreissig Jahren (1889 bis 1927) die Leitung des Bündner Lehrerseminars an *Martin Schmid* (1927–1951) weitergab. An diese Worte dachte ich, als mich Schmid im Juli 1951 im Büro der Seminardirektion, im zweiten Stock des Hauptgebäudes der alten Kantonsschule, empfing, um mich in die Amtsgeschäfte einzuführen. Das Büro gab den Blick frei gegen das Konvikt, das unter der (auch buchstäblichen) Aufsicht des Seminarleiters stand, und gegen die bischöflichen Weinberge und die bewaldeten Hänge des Mittenbergs. Hier also, wo ich vor Jahren als Seminarist, wenn auch selten, so doch etwa klopfenden Herzens eingetreten war, durfte ich jetzt von meinem hochgeschätzten ehemaligen Pädagogiklehrer und Seminarleiter sein Amt übernehmen. Mit Martin Schmid hatte ich seit meinem Austritt aus dem Seminar 1936 in einem zunächst losen und seit meinem Pädagogikstudium etwas engern Kontakt gestanden. Während Jahren hatte er mit seiner Familie die Sommerferien regelmässig bei Hans Conrad (meinem Vetter und frühern Glariser Oberlehrer) im Hotel Post in Davos Frauenkirch verbracht. Er wanderte gerne über blumenbestreute Wiesen und Alpen, über die aussichtsreiche Langmatte, den stillen Wild- oder Junkerboden. Da gab es sich gelegentlich einmal im Sommer, dass ich ihn in der Post zum Kaffee traf, oder dass wir nach einem kurzen Spaziergang im Schatten einer der von ihm besungenen zartgrünen Davoser Lärchen, auf dem Rasen sitzend, unsere Gedanken austauschten.

Diese Gespräche waren für mich überaus gewinnbringend, da sich Schmid, der anerkannte Schulmann, der im Unterricht auf Distanz und Autorität achtete, und der feinsinnige Lyriker und Erzähler, recht spontan und zugänglich zeigte, sich eingehend und zugleich kritisch mit dem Geistesleben seiner Zeit auseinandersetzte. Man

mochte auf die Pädagogen Paul Häberlin, Willi Schohaus, die Dichter Eduard Mörike, Thomas Mann oder die Maler Giacometti, Kirchner und viele andere zu sprechen kommen, es wurden bisher unbeachtete Gesichtspunkte und Beziehungen aufgezeigt und auf neuere Publikationen verwiesen, von denen ich später die eine oder andere zur Hand nahm. So habe ich damals intensiv Häberlin gelesen – einen Sommer auf der Alp war er meine einzige Lektüre –; doch Martin Schmid wies mich auch auf nicht ausgesprochene Fachliteratur hin, wie beispielsweise auf die Schrift eines andern bedeutenden Basler Professors, auf Karl Barths «Protestantische Theologie des 19. Jahrhunderts», die in einer grossartigen Schau literarische und religiöse Zusammenhänge sprachkräftig darlegt.
Die Einführung in die Aufgabe am Seminar durch Martin Schmid erfolgte recht unkompliziert. Er zeigte mir die vielen kleinen Ziehschubladen eines hohen schrankartigen Gegenstandes, die mit seinen unverkennbaren kräftigen Schriftzügen nach Sachgebieten angeschrieben waren: Aufnahmeprüfungen, Stipendien, Patentprüfungen für Auswärtige (für Absolventen der Seminare Schiers, Menzingen, Zug, Cham), Patentprüfungen für die Churer Seminaristen, Korrespondenz mit den Eltern, Disziplinarisches und vieles mehr. Er zog eine der Schubladen heraus, schritt lächelnd zum Papierkorb und liess den Inhalt hineingleiten. «So räumt man auf», bemerkte er, wobei er aber sogleich, den Zeigefinger erhoben und die weit geöffneten Augen auf mich gerichtet, hinzufügte: «Diese Schublade hier aber mit der Aufschrift ‹Amtliche Schreiben› darfst du nicht ausleeren; sie enthält Regierungsbeschlüsse, Verfügungen und Verordnungen, die du gut studieren sollst, weil sie die rechtlichen Grundlagen für deine Tätigkeit enthalten.»
Daraufhin führte er mich ins Lehrerzimmer, wo schon Rektor *Janett Michel* hemdärmelig und offensichtlich unternehmungsbereit dastand und mich in seiner behäbig-gemütlichen Art sofort wohlwollend als Kollegen ansprach. Michel, von robuster Konstitution, mit markanten Gesichtszügen und stark hervortretenden Augenbrauen, war mit gesundem Mutterwitz begabt. Auch Schmid, stets schlagfertig und gewandt, mit einem ausgeprägten Sinn für Humor, war in persönlichen Gesprächen rasch zum Scherzen bereit. Beide wussten sich, bei aller Aufgeschlossenheit, ähnlichen traditionellen Erziehungsgrundsätzen verpflichtet und verstanden sich vorzüglich. Ja, sie ergänzten sich trefflich: der spontane, rasch Stellung nehmende Schmid und der bedächtigere, länger abwägende Michel. Beide standen mir, sofern ich es wünschte, zu Beginn meiner Tätigkeit bereitwillig ratend zur Seite, übten aber im übrigen weise Zurückhaltung.

Gleich begannen nun Michel und Schmid, mich in die Geheimnisse der *Fächer- und Klassenzuteilung* an die Lehrer für das nächste Schuljahr einzuführen. Auf je einem Blatt grossen Formats waren die einzelnen Fächer angeschrieben; dann wurden durch uns die Klassen aller Abteilungen der Kantonsschule von Hand auf das Riesenblatt untereinander eingetragen und schliesslich hinter die Klassenanschriften die Namen der Lehrer vermerkt, welche die einzelnen Klassen im nächsten Schuljahr zu unterrichten hatten. Die Fächer- und Klassenzuteilung erfolgte also damals noch gemeinsam für die ganze Kantonsschule. Erst zwölf Jahre später – mit dem Bezug des Neubaus – hatte ich sie dann allein für das Seminar vorzunehmen. Was die Handelsschule betraf, hatte bis dahin auch der Vorsteher dieser Abteilung mitgewirkt, während dem Konrektor die Gestaltung und Vervielfältigung des Gesamtstundenplans oblag. Von Rektor Michel, einem ausgezeichneten Schützen, wurde übrigens etwa berichtet, er hätte gelegentlich das andauernde und anstrengende Geschäft der Fächer- und Klassenzuteilung für kurze Zeit unterbrochen, um sich in seinem Büro zur Abwechslung mit dem Langgewehr einigen Zielübungen zu widmen. Wie weit das zutraf, weiss ich nicht; denn ich selber habe ihn nie bei solch vaterländischem Tun überrascht.

Nach der Zuteilung der Lehrpensen für das nächste Schuljahr an die Lehrer erstellten Martin Schmid und ich gegen Ende Juli den *Plan für die Aufnahmeprüfungen* der Seminaranwärter.

Schliesslich setzten wir noch an heissen Sommertagen die *Budgetzahlen* für das nächste Rechnungsjahr fest, die dem Erziehungsdepartement vorgeschlagen wurden. Später war das Budget schon im Frühjahr zu erstellen.

Nach diesen gemeinsamen Arbeiten, die von aufschlussreichen und orientierenden Gesprächen über das Schulleben begleitet waren, übergab mir Martin Schmid das abgegriffene Lederetui mit dem mächtigen Schlüssel zum Kantonsschulgebäude und den kleineren zu Zimmern und Büro.

Überblick über weitere Hauptaufgaben

Meine erste Amtshandlung nach den verbleibenden Ferientagen war die *Überwachung der Aufnahmeprüfungen,* anfangs September. Der Termin wurde so gewählt, dass das Schuljahr gleich nach den Prüfungen begann, so dass die Schüler nicht lediglich für die Aufnahmeprüfungen nach Chur und wieder heimreisen mussten, was bei den früher vielfach langen und umständlichen Reisewegen sinnvoll war. Das galt vor allem für das letzte Jahrhundert und

wurde lange Zeit so beibehalten, während nun die Aufnahmeprüfungen seit etlichen Jahren im Frühsommer stattfinden.
Erwartungsvoll fanden sich die sechzehnjährigen Seminaranwärter aus den verschiedenen Tälern Graubündens vor den im Prüfungsplan bezeichneten Schulzimmern ein. Wird es gelingen? Ist unser Französisch genügend? Werden die Rechnungen gar kniffelig sein? So und ähnlich lauteten geäusserte und unausgesprochene Fragen. Schon das grosse Gebäude an der Halde beeindruckte Schüler vom Lande. Dann die Herren Professoren, wie man sie nannte, würden sie freundlich oder unnahbar sein? In den Gängen ertönten, zuerst noch verhalten, die unterschiedlichen Idiome der Deutsch-, Romanisch- und Italienischsprachigen. Die Zimmertüren öffneten sich, die Gespräche verstummten, die Prüfungen begannen. Zwischenhinein traf ich Sekundarlehrer und Schulinspektoren, die Teile der Prüfungen mitverfolgten, was wertvolle Kontakte eröffnete.
Dann folgten die *Lehrerkonferenzen,* um zu befinden, welche Kandidaten aufgenommen wurden. Dabei lernte ich, wie schon während der Prüfungen selber, die Seminarlehrer kennen. Die Leitung von Konferenzen flösste mir anfänglich einigen Respekt ein, da Verfahrensfragen nie meine Stärke waren und ich wusste, dass ein Professorenkollegium kritisch sein konnte. Im allgemeinen aber zeigten die Kollegen Nachsicht mit dem jungen Mann, der sich in eine neue Aufgabe einzuarbeiten hatte.
Die *allgemeine Lehrerkonferenz* für die Professoren aller Abteilungen der Kantonsschule fand jeweils am Samstag der Prüfungswoche, also gleich vor der ersten Schulwoche statt. Rektor Michel stellte mich hier dem Kollegium und am folgenden Montag in der Aula der gesamten Schülerschaft vor. Die *Eröffnung des Schuljahres* erfolgte gemeinsam für alle Schüler und Lehrer der Kantonsschule in einem feierlichen Akt mit Musik, gemeinsamem Gesang und einer Ansprache des Rektors, wobei Oberst Michel gerne auf Fragen der Stellung des Bürgers im Staat und der staatsbürgerlichen Erziehung zu sprechen kam. Ja, seine Ansprachen waren selber ein beachtliches Stück staatsbürgerlicher Bildung. Zu Michels Wohlwollen mir gegenüber trug bei, dass meine damals unlängst veröffentlichte Dissertation den Titel trug: Erziehung zur Demokratie in der schweizerischen Volksschule.
Die Feiern zur Eröffnung und Beschliessung des Schuljahres wurden damals durch den Rektor in der zum Bersten überfüllten Aula geleitet, so dass sich der Seminarleiter nicht damit zu befassen hatte. Das änderte, als die Aula auch bei der Ausnützung aller Sitz- und Stehplätze – sportliche Schüler kletterten auf das Gehäuse der Orgel – nicht mehr die gesamte Schülerschar fassen konnte und sich

die Seminaristen zur Eröffnung im Speisesaal des Konvikts einfanden. Manche dieser spätern Eröffnungen bleiben mir ebenfalls in Erinnerung, eine davon ganz besonders: Am Vortag, also an einem Sonntag, wollte ich noch die Stille der Berge geniessen, um dann am Montag recht frisch zu sein. Ich stieg allein, mit Stock und Rucksack, über den Mittenberg zum Gemsbrunnen und hinauf in die Gegend vom Füürhörnli und weiter Richtung Montalin. Ich war für eine solche Tour etwas spät dran, zumal es ein heisser, schwüler Tag war. Die steil ansteigenden Waldhänge oberhalb des Gemsbrunnens und die brennende Sonne beanspruchten meine Kräfte stark. Am Abend und in der Nacht pochte «das Herz mir in der Brust», so dass ich am Morgen übermüdet zur Eröffnungsansprache antrat, statt frisch, wie ich erwartet hatte. Es geht nicht immer alles wie erwartet oder geplant!

Doch zurück zur ersten Eröffnungsfeier. Nach dem mächtig erklungenen gemeinsamen Schlussgesang spielte sich der Schulalltag rasch ein. Ich war froh, dass der Schulwagen recht bald ohne übermässige Reibungen rollte. Mein persönlicher Schulalltag wurde bestimmt durch den Unterricht in Pädagogik und Psychologie und durch *Leitungsaufgaben.* Zu letzteren gehörten gleich in den ersten Schulwochen das Prüfen der eingegangenen *Stipendiengesuche* und unsere Anträge an das Erziehungsdepartement für die Auszahlung einer finanziellen Unterstützung. Diese Stipendien betrugen in den ersten Jahren zweihundert Franken je Seminarist und Schuljahr; bald wurden sie stark erhöht und waren schon in unsern Anträgen abzustufen nach Einkommen und Vermögen der Eltern der betreffenden Seminaristen, auch nach Familienverhältnissen und Zahl der Geschwister. Es war damals nicht selten, dass Seminaristen gegen zehn Geschwister hatten.

Zu meinem Arbeitsbereich gehörten ferner die Entscheide über *Urlaubsgesuche* von Seminaristen und Seminarlehrern, wobei Gesuche um längere Urlaube in der Rektoratskommission besprochen und manchmal mit einem Antrag an das Departement weiterzuleiten waren.

In wöchentlichen Beratungen der *Rektoratskommission,* der neben dem Rektor und Seminarleiter auch der Konrektor und der Vorsteher der Handelsabteilung angehörten, kamen Leitungsaufgaben, welche die Gesamtschule betrafen, zur Sprache, wie schwerere Disziplinarfälle, Anträge für die Schaffung neuer Lehrstellen, die Vorbereitung von Verfahren für Lehrerwahlen, Beschlüsse über gemeinsame Veranstaltungen u.a. Die *Konferenz der Seminarlehrer* hat sich mit den spezifischen Fragen der Lehrerbildung zu befassen, was später genauer dargelegt wird.

Lehrkörper der gesamten Kantonsschule 1952/53 (als das Seminar noch für weitere zehn Jahre auch an der Halde untergebracht war).

Wandel

Ein Wandel vollzog sich in verschiedenen Bereichen. Die *Administration*, die Korrespondenz mit dem Erziehungsdepartement, örtlichen Schulbehörden, Schulinspektoren und Eltern wuchs im Laufe der Zeit stark an. In den ersten Jahren stand für Rektor, Konrektor, Handelsvorsteher und mich zusammen nur eine Bürokraft und nur halbtägig zur Verfügung. Wir hatten die Briefe, statt sie diktieren zu können, im Entwurf noch selber zu schreiben. Später arbeiteten sowohl für die Kantonsschule an der Halde wie für das Seminar im Sand je zwei oder mehr vollamtliche Bürokräfte.

Im folgenden möchte ich einige Bereiche, die für die Entwicklung und das Werden des Seminars von besonderer Bedeutung waren, herausgreifen und in Unterkapiteln darlegen, andere jedoch übergehen. Rückblenden also auf Geschehnisse, welche die Geschichte der bündnerischen Lehrerbildung mitbestimmen; denn dieses dritte Viertel des 20. Jahrhunderts war für das Seminar eine *Zeit des Wandels* in bezug auf die *Dauer und das Programm* der Ausbildung, auf die Schaffung eines *besondern Gebäudes und Lehrkörpers* und schliesslich in bezug auf einen rund zwanzig Jahre dauernden *Lehrermangel,* der den Einsatz von Seminaristen an *vakante Lehrstellen* notwendig machte wie nie zuvor und voraussichtlich auch nicht wieder. Änderungen, mit welchen sich das Seminar ebenfalls auseinandersetzen musste, vollzogen sich auch im Bereiche der *Volksschule,* so die Einführung der Jahresschule, die Erreichung der Zuständigkeit des Grossen Rates für die Festsetzung der Lehrergehälter (bisher waren jeweils Volksabstimmungen nötig gewesen), die Einführung der Werkschule und des Schulpsychologischen Dienstes. Nun also einige Einzelaspekte.

Ausbau der Seminarausbildung

Mein Vorgänger, Dr. Martin Schmid, hatte noch in den letzten Jahren seiner Amtszeit den *Ausbau der Lehrerbildung von vier auf fünf Jahre* vorgeschlagen und aufgrund seiner langjährigen Erfahrung überzeugend begründet. Ein Entwurf wurde in der Konferenz der Kantonsschullehrer beraten und bereinigt und auch den Kreiskonferenzen des Bündner Lehrervereins vorgelegt, die alle dem Ausbau zustimmten.

Vorausschauend hat M. Schmid erkannt, dass eine vierjährige Ausbildung für die *Doppelaufgabe einer umfassenden Allgemeinbildung und einer fundierten Berufsausbildung* auf die Dauer nicht genügen konnte. Er hat um 1950 herum einen Ausbau postuliert, den manche Kantone, wie St. Gallen, Thurgau, Aargau, Bern, zwar ebenfalls als notwendig erachteten, aber erst zwei bis drei Jahr-

zehnte später vollzogen. In diesem Fall also gehörte Graubünden nicht zu den Nachzüglern, sondern vielmehr zu den ersten Landkantonen, die in der Lehrerbildung einen bedeutenden Schritt wagten. Ein knappes Jahr nach meiner Amtsübernahme, am 29. Mai 1952, nahm der Grosse Rat einstimmig die kleinrätliche Vorlage zum Ausbau des Seminars an und fasste folgende Beschlüsse:

> «Das Bündner Lehrerseminar ist im Sinne der kleinrätlichen Botschaft vom 10. April 1952 auszubauen. Zu diesem Zwecke ist ein fünftes Seminarjahr einzuführen. Das Seminar besteht in Zukunft aus einem Unterseminar, umfassend 4 Klassen, und dem Oberseminar, umfassend 1 Klasse. Die Seminaraspirantenklasse wird nicht mehr geführt. Die Neuordnung der Stipendien erfolgt durch den Kleinen Rat. . .»

Es wurde überdies beschlossen, dass die Seminaristen der damaligen 2. Seminarklasse (sie wurde in fortlaufender Numerierung zur Sekundarschule 5. Klasse genannt) als erste im Schuljahr 1954/55 das Oberseminar zu besuchen hatten.

Für Graubünden konnte, neben anderen, ein besonderer Grund geltend gemacht werden für eine verlängerte Ausbildung: die Berücksichtigung unserer sprachlichen Verhältnisse. Im dreisprachigen Kanton bedürfen die Sprachen andauernder und intensiver Pflege. In den romanisch- und italienischsprachigen Schulen haben schon die Primarlehrer neben der Muttersprache auch die Fremdsprache Deutsch zu unterrichten. Die entscheidende Voraussetzung hierfür ist, dass die Seminarausbildung den künftigen Lehrern eine lebendige Beziehung zur Literatur, solide grammatikalische Kenntnisse und eine sorgfältig geübte Gestaltungskraft in der Muttersprache und ersten Fremdsprache vermittelt. Der Ausbau ermöglicht eine Vertiefung der sprachlichen Ausbildung der drei Sprachgruppen.

Die neue Stundentafel brachte sodann für alle Seminaristen eine stärkere Dotierung der mathematisch-naturwissenschaftlichen und der Kunstfächer sowie des Werkunterrichts und des Turnens. Im neu eingeführten Fach Heimatkunde waren zunächst die geschichtliche und die naturwissenschaftliche Richtung obligatorisch. Die lehrpraktischen Übungen erfolgten nun nicht mehr lediglich an der Seminarübungsschule, sondern sie wurden durch ein vierwöchiges *Landpraktikum im Muttersprachgebiet* erweitert. In diesem längeren zusammenhängenden Praktikum lernten die angehenden Lehrer die Schulwirklichkeit besser kennen als durch das Erteilen von Lektionen an einzelnen Halbtagen in der Übungsschule; sie gewannen Einblikke in die Schulverhältnisse einer Landgemeinde; überdies konnten sich jetzt – und das war ein ganz entscheidender Fortschritt – die

romanisch- und italienischsprachigen Seminaristen ausgiebig im Unterrichten in ihrer Muttersprache üben, während diese Möglichkeit an der Übungsschule nicht bestand, also sich erst mit dem Ausbau des Seminars ergab. Den Oberhalbsteinern wurden Praktika im Oberhalbstein, den Schamsern womöglich im Schams, den italienischsprachigen Seminaristen in den Valli zugewiesen. Es scheint mir gerechtfertigt, die Erweiterung der sprachlich-berufspraktischen Ausbildung hervorzuheben, wird doch heute häufig die Berücksichtigung und Förderung der sprachlichen Minderheiten verbal postuliert, während sie hier tatsächlich praktiziert wurde und wird.

Lehrermangel – Übernahme vakanter Stellen durch Seminaristen

Was den Ausbau des Seminars zunächst stark erschwerte, war ein sich anbahnender *Lehrermangel,* der in diesem Ausmass in der gut hundertdreissigjährigen Geschichte des Seminars einmalig ist. Als sich dieser Mangel allmählich abzuzeichnen begann, wurden *Pressestimmen gegen* die für 1954/55 beschlossene *Einführung des Oberseminars* laut. Unter anderem wurde vorgeschlagen, den Eintritt in das Seminar generell schon nach der zweiten Sekundarschulklasse zu gestatten, damit die gesamte Schulbildung der werdenden Lehrer auch bei einer fünfjährigen Seminarausbildung nicht länger dauere als vor 1954. Wir haben uns, auch in der Presse, dagegen geäussert. Eine wesentliche Vertiefung und Verbesserung der Lehrerbildung schien uns nur dann möglich zu werden, wenn eine neunjährige Schulbildung (sechs Jahre Primar- und drei Jahre Sekundar- oder Mittelschule) vorausging. Es schien uns nicht sinnvoll, oben ein Ausbildungsjahr aufzustocken, dabei die Kandidaten aber ein Jahr früher eintreten zu lassen, so dass im ersten Seminarjahr der Unterrichtsstoff der dritten Sekundarschulklasse hätte erarbeitet werden müssen. Überdies ist es unsere Überzeugung, dass zuerst die örtlichen und regionalen Bildungsmöglichkeiten durch den Besuch aller Sekundarschulklassen ausgeschöpft werden sollen, bevor die Jugendlichen ins Seminar eintreten; denn die Seminarausbildung verlangt von den Eltern grössere finanzielle Opfer. (Wir haben in diesem Zusammenhang stets die Auffassung vertreten, dass eine bessere Koordination auch der Lehrpläne der Sekundarschule und des untern Gymnasiums den Übertritt aus der ersten und zweiten Sekundarschulklasse ins Gymnasium erleichtern sollte, damit auch die künftigen Mittelschüler möglichst lange vom Wohnort aus die Schule besuchen können.)

Die Diskussionen um die Zweckmässigkeit einer Erweiterung der

Lehrerbildung bei einem sich allmählich abzeichnenden Lehrermangel waren verständlich. Sie gingen auch an den Seminaristen nicht spurlos vorüber, weil sich in den ersten Jahren manche fragten, warum die Ausbildung jetzt, da es an Lehrern fehlte, länger dauern solle.

Was den Unterricht am neu eingeführten Oberseminar besonders erschwerte, war der notwendig gewordene *Einsatz von Seminaristen an vakante (nicht besetzte) Lehrstellen.* Dass im Schuljahr 1954/55 Seminaristen für die Übernahme von Lehrstellen zugeteilt werden mussten, für welche keine ausgebildete Lehrkraft gefunden werden konnte, war erwartet worden, weil ja 1954 infolge der Verlängerung der Ausbildung keine Seminaristen des Churer Seminars patentiert und entlassen wurden. Ungewiss aber blieb die weitere Entwicklung. Optimistische Schulleute und -inspektoren glaubten, dass wir mit dem Einsatz von Seminaristen an vakante Stellen während dieses einen Übergangsjahres auskommen würden. Die Wirklichkeit aber war anders. Auch in den folgenden rund zwanzig Jahren blieb die Zuteilung von Seminaristen an nicht besetzte Primarlehrerstellen unumgänglich. Im Frühling und Sommer häuften sich im Büro und daheim die schriftlichen und telephonischen Anfragen besorgter Schulratspräsidenten, die mitteilten, auf die Ausschreibung einer Lehrstelle keine Bewerbung erhalten zu haben. Wir legten zunächst eine nochmalige Ausschreibung nahe und machten auch die austretenden Oberseminaristen auf offene Lehrstellen aufmerksam. Wo eine Schulbehörde wenigstens *eine* Anmeldung erhalten hatte, konnte meistens die Wahl (jedoch nicht im Sinne einer Aus-Wahl) getroffen werden, was aber nicht immer voll befriedigte.

Wo trotz aller Bemühungen Lehrstellen unbesetzt blieben, wurde die Zuteilung von Seminaristen notwendig. Mit kürzeren Stellvertretungen wurden in Ausnahmefällen auch Absolventen der Gymnasien beauftragt. Dies veranlasste den Vorstand des Bündner Lehrervereins, dem kantonalen Erziehungsdepartement seine Bedenken darüber zu äussern, dass Leuten ohne jede pädagogische und methodische Ausbildung die verantwortungsvolle Aufgabe der Schulführung anvertraut wurde.

Die benötigten Seminaristen der Abschlussklasse hatten für je drei Monate die Führung vakanter Stellen zu übernehmen. Da es sich bis zur Inkrafttretung des neuen Schulgesetzes (auf 1. Juli 1962) in der Regel um Halbjahresschulen handelte, konnten zwei Seminaristen mit je drei Monaten Schuldienst zusammen eine Schule während des ganzen kurzen Schuljahres versehen. Jährlich waren rund zwanzig vakante Lehrstellen durch zweimal rund zwanzig Seminaristen zu

übernehmen. Bei der Zuteilung der Seminaristen waren die Sprachgebiete und die voraussichtliche Eignung für die betreffende Schulstufe zu berücksichtigen. In der Regel gelang es Seminarlehrer N. Lareida, der sich in der Bündner Schule trefflich auskennt und die Praktika und selbständige Schulführung der Seminaristen betreute, entsprechende Zuteilungen vorzuschlagen. Es allen recht zu machen, war uns freilich nicht immer möglich. Erfreulich aber ist, dass die Gemeinden im allgemeinen mit der Tätigkeit der Seminaristen durchaus zufrieden waren. Jugendlicher Schwung und ungebrochene Begeisterungsfähigkeit haben weitgehend wettgemacht, was an der nicht abgeschlossenen Lehrerausbildung noch fehlte.
Indessen verursachte der Einsatz von Seminaristen an vakante Lehrstellen beträchtliche Lücken in den Abteilungen der Abschlussklasse des Seminars. Die Seminarlehrer mussten mit stark geschwächten oder gar halben Beständen arbeiten, während nach drei Monaten andere Seminaristen fehlten und die neuen Gesichter der praxiserfahrenen Rückkehrer auftauchten. Das wirkte sich ungünstig auf den Seminarunterricht und auf die Führung des neu geschaffenen Oberseminars aus.
Dabei konnte der Unterricht an der 2. Oberseminarklasse wegen der Rekrutenschule jeweils erst Mitte November beginnen.

Ursachen des Lehrermangels

Warum dieser hartnäckige Lehrermangel anhielt, hatte verschiedene *Ursachen.* Eine wirtschaftliche Hochkonjunktur führte zu einer starken Nachfrage nach Arbeitskräften in beinahe allen Berufen. Für Lehrer eröffneten sich günstige *Möglichkeiten des Berufswechsels.* Aufgaben der Personalschulung und -führung wurden in manchen Betrieben methodisch und pädagogisch geschulten Bewerbern übertragen. Auch ein *Weiterstudium* war aussichtsreich, machte sich doch der Lehrermangel auch in weiterführenden Schulen geltend. Und vor allem: Lehrer waren gesamtschweizerisch «Mangelware» und sehr gesucht. Verlockende *Angebote aus andern Kantonen* erreichten die Absolventen der Seminare in Chur und Schiers. Bevölkerungsstarke Kantone schlugen weit vernehmbar die Werbetrommel: nicht nur mit verheissungsvollen Inseraten, welche angaben, was alles man neben einer grosszügigen Besoldung auch offeriere, wie Wohnung, Garage und anderes (es fehlte, dass man nicht auch eine potentielle Braut in Aussicht stellte, waren doch die Lehrer in den Dörfern nicht unbeliebte Heirats-Objekte); die Lehrerwerbung erfolgte in selteneren Fällen auch direkt, indem Seminaristen oder Junglehrer Anfragen und Offerten erhielten, ohne dass sie sich überhaupt um eine Lehrstelle beworben hatten. Ja, es kam vor, dass

Junglehrer von Vertretern einzelner Schulbehörden aufgesucht wurden, um ihnen eine Stelle anzubieten. Wenn einige Jahre vorher etwa Zürich nur dann Bündner Lehrer in die engere Wahl zog, wenn sie gewillt waren, zu ihrem bündnerischen auch noch das zürcherische Patent zu erwerben, waren jetzt die Bündner in allen deutschsprachigen Kantonen ohne jede Vorbedingung willkommene Anwärter oder eben direkt umworbene Schulleute. Die *Abwanderung von Lehrkräften* in andere Kantone bedeutete einen empfindlichen Aderlass. Der Gebirgskanton bildete mit teurem Geld Lehrer aus auch für reichere Industriekantone. Es waren eine Zeitlang rund zwanzig Lehrer je Jahr, die Stellen in andern Kantonen annahmen. Es darf aber auch gesagt werden, dass der Grossteil der Absolventen des Seminars und der Bündner Lehrer überhaupt ihrem Ausbildungs- und in den meisten Fällen auch Heimatkanton die Treue hielten. Man hat zeitweise mehr von jenen berichtet, welche Stellen in andern Kantonen annahmen (was – zum Teil nach Pflichtjahren – legitim war) als von jenen, die während Jahrzehnten der Bündner Schule dienten.
Eine weitere Ursache des Lehrermangels lag darin, dass die Zahl der *weiblichen Lehrkräfte* bei uns wie in allen europäischen Staaten zunahm. Manche Lehrerinnen waren, infolge Verheiratung, rascher zu ersetzen als ihre männlichen Kollegen.

Massnahmen und Wende

Nicht nur mit dem Einsatz von Seminaristen, sondern auch mit weitern Massnahmen versuchte man, dem Lehrermangel beizukommen. So wurden *ältere Lehrer* angehalten, im pensionsberechtigten Alter weiterhin Schule zu halten. Die Gesamtschule in Valzeina-Sigg wurde durch einen rund achtzigjährigen Lehrer geführt. Als bei einer Schulvisite der Morgengesang seiner kleinen Schülerschar nicht so voll klang, wie der Lehrer es gewünscht hatte, habe er, sich entschuldigend, dem Schulinspektor erklärt, die Mädchen hätten Stimmbruch! Es war rührend zu erfahren, mit welcher Hingabe auch in andern abgelegenen Schulen pensionsberechtigte Lehrer ihren Dienst versahen, dem sie sich ein Leben lang aus Überzeugung verpflichtet fühlten.
In manchen Fällen erhielten *ausländische Lehrkräfte* die Bewilligung, in Graubünden eine Lehrstelle für befristete Zeit zu übernehmen. Die einlaufenden Gesuche der lokalen Schulbehörden wurden jeweils vom Erziehungsdepartement der Seminardirektion zur Antragsstellung unterbreitet. Oft war es notwendig, neben den Zeugnissen und Diplomen weitere Unterlagen aus dem Ausland anzufordern. Es waren vorübergehend Lehrer aus Österreich, Deutschland,

Italien und sogar Holland in unserem Kanton tätig. Gelegentlich zeigten sich sprachliche Schwierigkeiten, etwa wenn eine Lehrerin aus Holland in Mittelbünden oder ein Lehrer aus Friaul, Italien, im Oberhalbstein eine Schule führte.
In dieser Situation beantragte die Seminarleitung die Bildung einer *Kommission,* welche *Möglichkeiten zur Ausbildung weiterer Lehrer* prüfen und vorschlagen sollte. Die Regierung bestimmte die vorgeschlagene Kommission, welcher als ausserkantonale Experten ein Seminarleiter und ein alt Regierungsrat angehörten. Unter dem Vorsitz von Regierungsrat *Kuoni* wurden in einer Reihe von Sitzungen mögliche Massnahmen beraten. Eine separate Führung des Oberseminars sowie eine mässige Regionalisierung der Ausbildung am Unterseminar wurden erwogen, da die Zahl der Seminaristen auf rund 500 angestiegen war und weiter anzusteigen schien und dennoch dem Lehrermangel vorläufig nicht beizukommen war. Als eine Möglichkeit, mehr Lehrer auszubilden, regten wir an zu prüfen, ob in Chur nur das Unterseminar zu belassen sei und das Oberseminar in eines der Schlösser Haldenstein oder Reichenau verlegt werden könnte. Als eine andere Variante, die grosse Schar der Seminarabsolventen zu gliedern, wurde die Möglichkeit gesehen, in Thusis ein zweites Unterseminar zu eröffnen, wobei alle Seminaristen von Chur und Thusis das Oberseminar in Chur besucht hätten. Vor- und Nachteile solcher Lösungen wurden eingehend erörtert. In langen Sitzungen wurde hart gearbeitet; aber zum Mittagessen liess Kuoni Maienfelder auftragen.
Eine Massnahme, die kurzfristig getroffen wurde, war die Förderung der *Umschulung von Berufsleuten zu Primarlehrern.* Die Regierung traf, unserem Antrag gemäss, eine Vereinbarung mit dem Kanton Luzern, wonach dieser sich bereit erklärte, jährlich einige Bündner in seine Umschulungskurse aufzunehmen, soweit es die Ausbildungsklassen zuliessen. Wer also irgendeine Berufslehre abgeschlossen und sich in diesem Beruf bewährt hatte, konnte sich für die Aufnahme in die Umschulungskurse, die zwei Jahre dauerten, melden. Die Anwärter hatten am Seminar Chur eine Aufnahme- bzw. Eignungsprüfung abzulegen, wobei ein Aufsatz, zwei Gespräche (mit Seminarleiter und Pädagogiklehrer) und eingeholte Referenzen, neben einem gelegentlich durchgeführten Test, ausschlaggebend waren. Auf diese Weise gelang es, einige tüchtige Berufsleute Luzern zuzuweisen und dort zu Primarlehrern ausbilden zu lassen. Dadurch konnten wieder einige Löcher gestopft bzw. Lehrstellen besetzt werden; denn die Kandidaten gingen vor dem Besuch der durch Graubünden unterstützten Luzerner Kurse die Verpflichtung ein, nach ihrer Ausbildung zunächst in unserem Kanton

als Lehrer tätig zu sein. Soweit wir erfahren konnten, haben sie sich in der Praxis bewährt. Sie verfügten neben einer gründlichen lehrpraktischen Ausbildung über eine wertvolle Lebenserfahrung durch ihre frühere Berufsausübung, sei es als Schreiner, Bäcker, Arbeitslehrerin oder als Ausübende eines andern Berufes.
Nachdem man sich – unter Einbezug der erwähnten Hilfsmassnahmen – beinahe daran gewöhnt hatte, mit dem leidigen Lehrermangel zu leben, trat um die Mitte der siebziger Jahre unerwartet rasch eine *Wende* ein, indem das Pendel auf die entgegengesetzte Seite ausschlug. Mit einer Abschwächung der früheren Hochkonjunktur und mit dem Rückgang der Geburtenzahlen erlebte man in wenigen Jahren den Umschlag zu einem ausgeprägten *Lehrerüberfluss* oder, wie man sich in Deutschland ausdrückt, zu einer Lehrerschwemme. Nachdem man während rund zwanzig Jahren nicht genug Lehrer auszubilden und aufzutreiben vermocht hatte, obwohl das Seminar auf über fünfhundert Seminaristen angestiegen war, konnten bald bei einer stark reduzierten Zahl von Seminaristen nicht mehr alle neu patentierten Lehrer sofort eine Lehrstelle finden. Wie rasch sich die Zeiten ändern können!

Die Verpflichtung zum Schuldienst in Graubünden

Während des ausgeprägten und andauernden Lehrermangels standen die Behörden vor einer nicht leicht zu bewältigenden Situation. Man wollte der Abwanderung von Lehrern in andere Kantone entgegenwirken und dadurch den Bündner Gemeinden vermehrt Lehrkräfte sichern. Mit Geld allein – besonders wenn es nicht beliebig rollt – war es nicht zu machen. Also suchte man nach einer weitern Massnahme. Eine solche war die Verpflichtung der Junglehrer zum Schuldienst. Die Regierung hielt es für zumutbar, von jenen Junglehrern, welche in unserem Kanton eine fünfjährige Ausbildung erhalten hatten, zu verlangen, dass sie anschliessend *während mindestens zwei Jahren* an einer öffentlichen *bündnerischen Primarschule* unterrichteten. Sie fasste einen entsprechenden Beschluss. Er gab viel zu reden. Die ersten betroffenen Seminaristen machten geltend, dass sie beim Eintritt ins Seminar nichts von einer solchen Bestimmung gewusst hätten. Man fühle sich in der Wahl des Berufsortes eingeschränkt.
Die Regierung aber begründete ihren Beschluss damit, dass eine Notzeit Notmassnahmen erfordere. Sie berief sich auf Art. 27 der Bundesverfassung, wonach die Kantone für genügenden Primarunterricht zu sorgen haben. Dieser konnte auf die Dauer nur durch voll ausgebildete Lehrer gewährleistet werden.
Der Bündner Lehrerverein bemühte sich, die Rechtsfrage abzuklä-

ren. Für seinen damaligen juristischen Berater, Dr. Leon Schlumpf, waren die Rechtsgrundlagen nicht eindeutig. In einer gemeinsamen Sitzung mit dem Vorstand und mit dem Sekretär und Juristen des Erziehungsdepartementes, Dr. Chr. Schmid, der die Auffassung der Regierung begründete, gelangte der Vorstand zum Schluss, dass die Verpflichtung nur so lange «als unbedingt notwendig» in Kraft bleiben solle. Die umstrittene Verpflichtung zum Schuldienst galt, mit einem Unterbruch, bis der Lehrermangel Mitte der siebziger Jahre behoben werden konnte. Wie froh wären seither die Seminaristen der Abschlussklassen, könnte man ihnen sagen: Wir haben Lehrstellen für alle! Niemand würde schimpfen, man «müsse» in Graubünden Schule halten. Was früher für manche ein Müssen war, ist jetzt zum Dürfen geworden. Die Schulbehörden können wieder aus einem Berg von Anmeldungen auswählen, können wieder eine Wahl im Sinne einer Auswahl treffen.

Begründung eines neuen Seminargebäudes

In den fünfziger Jahren stieg die Schülerschar der Kantonsschule von Jahr zu Jahr an. Geburtenstärkere Jahrgänge kamen ins Mittelschulalter. Die wirtschaftliche Bergfahrt, die verlockenden Berufsaussichten auf praktisch allen Gebieten, auch für Akademiker, weckten vermehrt den Wunsch, eine Mittelschule zu besuchen. Die Erhöhung der Stipendien trug dazu bei, dass der Weg zur Halde hinauf an Anziehungskraft gewann. In der Schweiz und weitern Industriestaaten wurde der Trend zur Mittel- und Hochschule ausgeprägter. Und allerorten bot sich ein ähnliches Bild. Die Schulhäuser mochten die Bildungswilligen kaum zu fassen. Provisorien und Erweiterungsbauten wurden geplant, verwirklicht. An der Kantonsschule wurden Baracken aufgestellt, auf den Turnanlagen, ja selbst im Schatten der mächtigen Kastanienbäume auf dem schönen Pausenplatz an der Halde. Die Schule platzte aus allen Nähten. Die Stundenplangestalter zerbrachen sich die Köpfe, wie und wo sie alle Lektionen unterbringen konnten. Lehrer, Schulleitung und Behörden waren sich einig, dass hohe Mieten für Baracken keine Dauerlösung sein konnten. Ein *Erweiterungsbau* drängte sich auf. Auf dem Areal der Kantonsschule selber aber fehlte der Baugrund für eine grosszügige Lösung.

Nach der Erwägung verschiedener Möglichkeiten unterbreiteten wir der Regierung eine Eingabe mit dem Vorschlag, für das Seminar ausserhalb des Kantonsschulareals ein besonderes Gebäude zu erstellen. Dadurch könne eine wirksame Entlastung der Gebäude an der Halde erreicht werden, was aber bei einer allfälligen

Verlegung der bedeutend kleineren Handelsabteilung nicht der Fall wäre.
Die Hauptgründe jedoch für die Erstellung eines Seminargebäudes waren pädagogischer Art. Das *Seminar ist eine Berufsschule;* sein Bildungs- und Ausbildungsziel ist klar gegeben: der Lehrerberuf. Auf dieses Ziel hin ist die Arbeit auszurichten. Das Gymnasium dagegen hat keine Berufsausbildung zu vermitteln, sondern eine Allgemeinbildung, die zur Berufsausbildung an der Hochschule befähigt. Seminarlehrer und Gymnasiallehrer haben nicht die gleiche Aufgabe. Zwar ist einzuräumen, dass sich bisher etwa der Unterricht in Mathematik oder Fremdsprachen am Seminar und Gymnasium nicht wesentlich unterschied, im Gegensatz zum Unterricht in Muttersprache, Naturwissenschaften und Kunstfächern. Durch die unterdessen eingesetzte Diskussion um die Vorverlegung des Beginns des Mathematik- und Fremdsprachunterrichts in die Primarschule wird nun allerdings die Lehrerbildung auch in diesen Fächern betroffen.
Die besondere Aufgabe des Seminars wurde in andern Kantonen in der Regel von jeher berücksichtigt durch Lehrerbildungsstätten, die von der übrigen Mittelschulbildung abgehoben wurden, wie etwa die Seminare in Rorschach, Wettingen, Kreuzlingen und an vielen andern Orten. In unserer Begründung für ein neues *Seminargebäude mit besonderem Lehrkörper* konnten wir uns auf Schulleute wie Willi Schohaus, Kreuzlingen, und Leo Weber, Zürich, stützen, die beide aus persönlicher Seminarerfahrung eindeutig eine separate Führung des Seminars befürworteten.
Es sei indessen nicht verschwiegen, dass in den Diskussionen auch *Gründe gegen die vorgeschlagene Gliederung* laut wurden. Ehemalige Kantonsschüler erinnerten zu Recht an die wertvollen Beziehungen, die sich bisher zwischen künftigen Ärzten, Juristen, Pfarrern, Architekten und Lehrern während der Kantonsschulzeit anbahnen konnten. Das traf sicher zu für eine Zeit, da die Kantonsschule einige Hundert oder rund ein halbes Tausend Schüler zählte. Als aber die Schülerzahl auf rund tausend anzusteigen begann (später, Mitte der siebziger Jahre, sogar vorübergehend auf über 1400!), war ein enger Kontakt zwischen Schülern der verschiedenen Abteilungen nur in wenigen Fällen möglich (z.B. wenn der Schulschatz aus einer andern Schulrichtung erkoren wurde).
In schweizerischen Mittelschulkreisen betrachtete man rund 500 Schüler als obere Grenze, die in der Regel nicht überschritten werden sollte. Die Zahl der Kantonsschüler aber hatte schon 1955 740 erreicht und war in ständigem Steigen.
So unterbreiteten wir am 12. September 1956 dem kantonalen

Erziehungsdepartement eine *Eingabe betreffend Baufrage und Bildungsaufgabe* des Lehrerseminars. Sie wurde im Bündner Schulblatt veröffentlicht, um Lehrer und Schulbehörden zu orientieren. Einige Abschnitte seien hier wiedergegeben:
«Ein Hauptanliegen möchte ich wie folgt formulieren und begründen: An einem Lehrerseminar sollten zur Hauptsache Lehrer tätig sein, die nur an diesem Schultypus unterrichten und daher die besondern Bedürfnisse der Lehrerbildung möglichst berücksichtigen.» Und an anderer Stelle: «Im Unterricht am Seminar soll, bei aller Wissenschaftlichkeit, der zukünftige Volksschullehrer doch auch besondere Anregungen finden für seine spätere Berufsarbeit. In Naturkunde, Geographie, Heimat- und Statskunde erfahren das Beobachten und Erleben der heimatlichen Natur und Kultur besondere Berücksichtigung. Ja, in allen Fächern sollen Stoffwahl und Unterrichtsform mitbestimmt werden durch das besondere Ziel einer Lehrerbildungsanstalt.» Es wird Leo Weber, damals Ordinarius an der Universität Zürich, zitiert: «Die Allgemeinbildung eines Lehramtskandidaten hat sich auf die kulturelle Wirklichkeit seines zukünftigen Wirkungskreises hinzuordnen und steht deshalb mit seiner beruflichen Tätigkeit in engstem Zusammenhang. Sie ist getragen von der Idee ‹Heimat›, die einen Kulturkreis umfasst, der räumlich und zeitlich umgrenzt werden kann. . .» Das Gymnasium hingegen sei mehr sprachlich-historisch orientiert und mehr als das Seminar auf die antike Geisteswelt ausgerichtet (Weber denkt an die Typen A und B).
In unserer Eingabe wurde ferner darauf verwiesen, dass sich die Frage einer deutlicheren Abhebung des Seminars von der übrigen Mittelschule, wie sie in beinahe allen Kantonen seit jeher besteht, auch in Graubünden wiederholt gestellt habe. Schon um die Mitte des letzten Jahrhunderts habe der damalige Seminardirektor A. Ph. Largiadèr beantragt, das Seminar zu einer selbständigen Abteilung auszubauen, was hier etwas weiter ausgeführt wird: Largiadèr dachte an eine *Verlegung des Seminars in eine Landgemeinde,* damit die Seminaristen unmittelbaren Einblick in ihr künftiges Wirkungsfeld erhielten, würden ja doch die meisten Bündner Lehrer als Landlehrer tätig sein. In einer Eingabe von 1865 erstrebte er zwar keineswegs die Verbindung des Seminars mit einer landwirtschaftlichen Schule, wie das von anderer Seite postuliert wurde, sondern lediglich die Möglichkeit der Angliederung von Garten, Baumschule und Bienenhaus an die Lehrerbildungsstätte.
Der Grosse Rat, der in einer Abtrennung des Seminars von der Kantonsschule und in einer Verlegung aufs Land, Vorteile sah, beauftragte den Erziehungsrat zu prüfen, «ob eine solche Verle-

gung ohne Erhöhung der Unkosten für das Seminar geschehen könnte». (Dieses und weitere Zitate nach J. Bazzigher: Geschichte der Kantonsschule, 1904.) Es gab aber auch, abgesehen von den «Unkosten», Widerstände gegen Largiadèrs Bestrebungen. Ständerat C. P. Planta führte gegen eine Verlegung des Seminars auf das Land verschiedene Gründe auf und meinte in der Wochenzeitung «die Gefahren des Stadtlebens seien nicht so gross» für die Seminaristen (es war ein unkontrollierter Wirtshausbesuch genannt worden). Vielmehr gingen von einem kulturellen Zentrum wertvolle Anregungen für Seminarlehrer und Seminaristen aus; sodann liege für die Seminaristen «in der Gemeinschaft und im Wetteifer mit Schülern anderer Schulabteilungen das beste Präservativ gegen Selbstgenügsamkeit und Selbstüberschätzung». – Staunen wird man über einen Grund, den ein anderer Romane gegen den Plan Largiadèrs vorbringt: eine Verlegung des Seminars in eine romanische Gegend wäre für romanischsprachige Seminaristen ungünstig, da «zu deren Hauptstudium auch das der deutschen Sprache gehören müsse». So A. Latour. Dass schliesslich einer Verlegung damals, als die Schülerzahl der Kantonsschule um ein Mehrfaches kleiner war als 100 Jahre später, nicht zugestimmt wurde, ist verständlich. Soweit also ein Exkurs in die frühere Geschichte des Seminars bzw. in frühere Diskussionen.

Beizufügen sind hier weniger weit zurückliegende *Bestrebungen meiner beiden unmittelbaren Vorgänger* Paul Conrad und Martin Schmid, über welche Rektor J. Michel in seiner aufschlussreichen Jubiläumsschrift «150 Jahre Bündner Kantonsschule» 1954 ausführt: «Schon Conrad hatte sich bemüht, das Seminar aus der Verflechtung mit andern Abteilungen möglichst zu lösen; es lag auch Schmid sehr viel daran, die Lehrerbildungsanstalt zu einer einheitlichen und eigenständigen, auf das besondere Bildungsziel eingestellten Abteilung zu gestalten. Um ihre Sonderaufgabe besser erfüllen zu können, sollte die Lehramtsschule soweit immer möglich auch ihre eigenen Lehrer haben.» In der Eingabe haben wir ausgeführt, dass sich solche Ziele im Zusammenhang mit einem ohnehin notwendig werdenden Neubau verwirklichen liessen.

In bezug auf den *Kontakt* zwischen den Kantonsschülern der verschiedenen Abteilungen wurde noch beigefügt, dass sich nicht nur die Schülerzahl stark erhöht, sondern auch die Struktur der Schule geändert habe. Seit dem weitern Ausbau und der sich anbahnenden grösseren Unterstützung der privaten regionalen Mittelschulen rekrutierten sich Gymnasiasten weniger als früher aus dem ganzen Kanton. Der Kontakt zwischen Schülern verschiedener Regionen könne auch deshalb (nicht nur wegen der stark angestiegenen

Schülerzahl) nicht mehr im früheren Masse gepflegt werden. Dagegen sei der Kontakt unter den Seminaristen der verschiedenen Talschaften in einem nicht zu grossen und überschaubaren Seminar eher möglich. Der Kontakt zwischen Schülern verschiedener Abteilungen könne nach wie vor gepflegt werden im Konvikt, in Schülervereinigungen.

Schulleitung und Lehrer zum vorgeschlagenen Neubau

In der Folge wurde ein allfälliger Neubau und eine deutlichere Abhebung des Seminars von den Maturitätstypen eifrig diskutiert: in der Rektoratskommission, der Lehrerkonferenz der Kantonsschule, zum Teil auch in der Presse. In der *Rektoratskommission* war die Mehrheit, d.h. die Herren Rektor Wiesmann, Konrektor Soliva und Handelsschulvorsteher Tschupp, gegen einen Neubau ausserhalb des Kantonsschulareals. Eingaben und Gegeneingaben flogen auf den Regierungstisch. Es wurde erwogen, das Konvikt abzubrechen und dort ein weiteres Schulgebäude zu erstellen. Der von der Regierung beauftragte Architekt aber bezeichnete das Konvikt als nicht abbruchreif. (Einige Jahre später, als allein schon die Gymasialabteilungen dringend weiteren Raum benötigten, wurde es dann doch abgetragen.) In der *allgemeinen Lehrerkonferenz* erfolgte zunächst nur eine Aussprache über ein zu schaffendes Seminargebäude, ohne abzustimmen. Beide Standpunkte wurden vertreten. Zufällig kam mir kürzlich ein Schreiben von *Prof. Karl Hägler* in die Hände, eines von Kollegen und Schülern sehr geschätzten und als sachlich anerkannten Naturwissenschafters. Er drückte seine Auffassung, die eine beträchtliche Zahl von Lehrern teilte, am 11.3.1958 wie folgt aus: «Ich könnte mir keine stichhaltigen Gründe vorstellen, die gegen die praktische Durchführung Ihres Programms in der vorliegenden Fassung sprechen müssten. Ich glaube zuversichtlich an die Verwirklichung dieses gesunden Kompromissvorschlages. Nach meiner Ansicht liegt sie im Interesse des Lehrerseminars wie der Abteilungen GOH.

Ich sehe die Zeit kommen, da auch die Handelsabteilung ein selbständiger oder doch bedingt selbständiger Schultypus werden muss, weniger aus innerer als mehr aus äusserer Notwendigkeit heraus. Verwaltungskomplikationen und -schwierigkeiten sind für die Gesundheit eines Schulorganismus, was Sonnenarmut und Zugluft für unsern Körper bedeuten.»

Unterdessen war eine *Kommission von Kantonsschullehrern* für die genauere Prüfung des Fragenkreises bestellt worden. Sie umfasste Lehrer aller Abteilungen, der verschiedenen Sprachgruppen und

beider Konfessionen. Sie kam 1958 unter dem Vorsitz des spätern Rektors *Dr.H. Meuli* einstimmig zu folgenden Schlüssen:

1. «Die in Art. 41 der Kantonsverfassung umschriebene Aufgabe des Kantons, durch eine Landesschule ‹für den Gymnasial- und höheren Realunterricht sowie für die Bildung der Volksschullehrer› zu sorgen, bleibt unverändert bestehen.
2. Die vom Kanton zu diesem Zweck geschaffene Kantonsschule soll administrativ und organisatorisch in zwei selbständige Körper gegliedert werden – Gymnasium, Oberrealschule und Handelsschule einerseits, Lehrerseminar anderseits –, welche wie bisher dem Erziehungsdepartement unterstehen und von der Erziehungskommission beaufsichtigt werden.
3. Die in Art. 1 der Schulordnung gestellte Aufgabe – Förderung des Gemeinsinns der Bündner Jugend – soll von der neuen Organisationsform in vermehrtem Masse erfüllt werden. . .
4. Zur baulichen Lösung ist daher grundsätzlich zu wünschen, dass die beiden Glieder zwar räumlich getrennt, aber nach Möglichkeit in der Nähe untergebracht werden, damit nötigenfalls auch eine gegenseitige Aushilfe mit Lehrkräften möglich ist.»

Für die «Förderung des Gemeinsinns» blieben bei der neuen Gliederung der Schule beträchtliche Möglichkeiten: im gemeinsamen Konvikt für Schüler aller Abteilungen, in Sportvereinigungen und -veranstaltungen, in Mittelschulmeisterschaften, Theatergruppen, Schulorchester, Kadettenmusik u.a.

Volksabstimmung, Erstellung des Neubaus und Eröffnungsfeier

Der Regierung bot sich die günstige Gelegenheit, das Areal Cleric auf dem Sand zu kaufen. Bei der stürmischen Entwicklung auf den verschiedensten Gebieten lag ihr daran, über eine minimale Landreserve verfügen zu können, sei es für einen Neubau oder einen allfälligen Landabtausch. Bald erhielten wir den Auftrag, in recht kurzer Zeit ein detailliertes Raumprogramm für einen Seminarneubau auszuarbeiten. Die Physik sollte ausgeklammert und der teuren Einrichtungen wegen weiterhin für die Schüler beider Schulkörper an der Halde untergebracht bleiben.

Kurz darauf fasste die Regierung auf Antrag der Erziehungskommission den Beschluss, einen Wettbewerb für die Planung eines Neubaus durchzuführen, damit dem Volk die Errichtung eines Seminargebäudes auf dem Areal Cleric beantragt werden konnte. Der Kostenvoranschlag für das gefällige *Projekt von Andreas Liesch,* das auserkoren wurde, belief sich auf nicht ganz fünf Millionen. Man legte Wert darauf, diese magische Grenze nicht zu über-

schreiten. So galten die Kosten als massvoll für einen grossen Bau mit den vielen Unterrichtsräumen, auch Spezialräumen für Zeichnen und Naturwissenschaften, Handfertigkeit, mit einer grossen Aula, Halle, vielen Musikunterrichts- und -übungszimmern, mit Büros, Sammlungen, Lehrerzimmer, Bibliothek und Abwartswohnung. Die Vorlage fand die deutliche *Zustimmung des Bündner Volkes.* Nach einer Reihe von Besprechungen des Architekten mit Fachlehrern konnten die Detailpläne bereinigt und von der Regierung am 5. Februar 1962 genehmigt werden. Unter dem Vorsitz von Regierungsrat *R. Lardelli,* dem Vorsteher des Baudepartementes, besprach die Baukommission eine Fülle von Fragen zum Bau und zu den Einrichtungen in speditiver und grosszügiger Weise. Manche «Sitzungen» erfolgten stehenden Fusses an Ort und Stelle, im zusehends wachsenden Rohbau.

Nach den Herbstferien 1963 konnte der zweckmässig errichtete Neubau bezogen werden. Im Frühling 1964 gab es eine bescheidene *Eröffnungsfeier* in der Aula mit Darbietungen der Seminaristen, Ansprachen des Erziehungschefs *H. Stiffler,* des Seminardirektors und des Rektors Dr. *H. Meuli.* Es folgte ein bescheidener Imbiss im Rohrer, der seinerzeit beliebten und von Kantonsschullehrern wie Professor Muoth und andern gerne besuchten, schattenspendenden Gartenwirtschaft an der Plessur, am gegenüberliegenden Ufer, jedoch in unmittelbarer Nähe des Seminars. Die Kadettenmusik erfreute durch schmissige Weisen.

Das «Bündner Tagblatt» berichtete daraufhin von der «glanzvollen Aufführung der c-Moll-Messe von Mozart» am Vorabend, von der beeindruckenden Feier selber und von den durch die Seminaristen reizvoll dekorierten Räumen für die abendliche Feier im Neubau. Es gab eine «rauschende Ballnacht» zu beschwingenden Klängen der Seminarländlerkapelle mit dem unvergesslichen Mathis Berger und weiteren Musikantengruppen; es gab Schnitzelbank und ähnliche Darbietungen. Die «Neue Bündner Zeitung» schrieb: «Der Abend brachte den festlich Gestimmten zum krönenden Abschluss ein Hausfest, wie man es sich fröhlicher und unterhaltender kaum vorzustellen vermag. Mit Staunen durften die Besucher vermerken, wie dienstbare unsichtbare Geister den nüchternen Räumlichkeiten Atmosphäre verliehen hatten und beinahe vergessen liessen, wo überhaupt das Fest ein Ende finden sollte.»

Im «Freien Rätier» schliesslich stand über den Festakt vom Samstagmorgen unter anderem: «. . . da war die künstlerisch überraschend gute Qualität des in Wort und Musik an dieser Einweihungsfeier Gebotenen, da war die Würze und wenigstens teilweise die Kürze in den Festansprachen, da war die gerade in ihrer schlichten

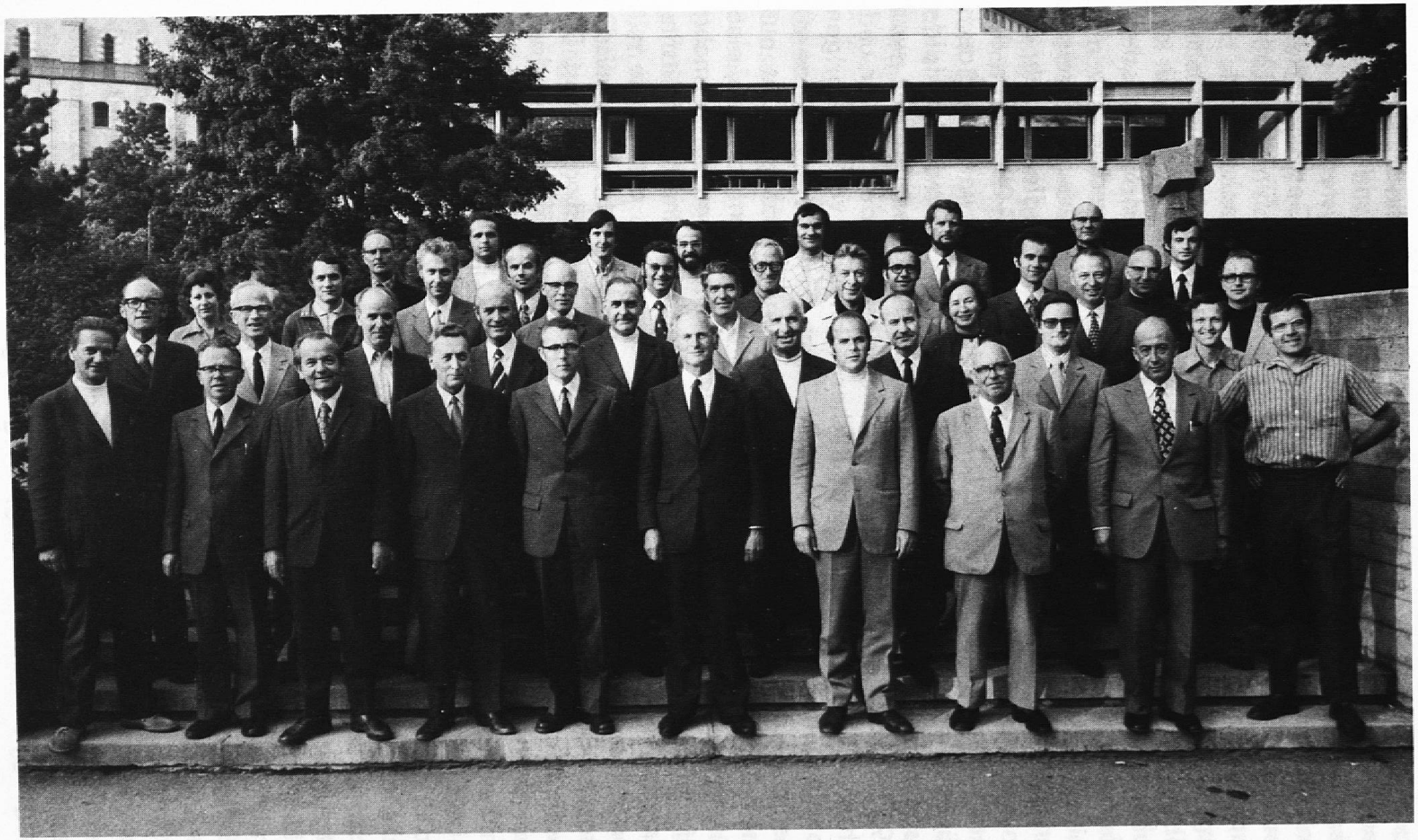
Zweckmässigkeit bestechende Moderne des ganzen neuen Gebäudes», und der Berichterstatter war überrascht, dass bei der Tauffeier eines Seminars der Name Pestalozzi kein einziges Mal erwähnt wurde. (Ich kann allenfalls enttäuschte Leser trösten: hier wird er noch zum Zuge kommen!)

Seminareigener Lehrkörper und weitere Mitarbeiter

Während der Erstellung des Neubaus erfolgte die Ausscheidung eines Lehrkörpers für das Seminar. Bisher gab es nur wenige Professoren, die ausschliesslich am Seminar unterrichteten, so Musiklehrer, zwei Deutsch- und ein Mathematiklehrer sowie die Seminarübungslehrer. Die übrigen Lehrer unterrichteten an den verschiedenen Abteilungen. Die Aufgabe, die Lehrer auf die beiden Schulkörper aufzuteilen, wurde wieder *H. Meuli* übertragen, noch kurz bevor ihm dann 1963 das Rektorat anvertraut wurde. Mit Geschick und ohne viel Aufsehen ist ihm diese *Aufteilung in zwei Lehrkörper* vorzüglich gelungen. Es war nicht so wie weiland bei der Besitznahme der neuen Welt, wo zunächst jene Subjekte aus der alten abgeschoben wurden, auf die man hier gerne verzichtete. Nein, aufgrund sachlicher Kriterien und Wünsche von Lehrern konnte die Aufteilung in Minne erfolgen. Zwar bedauerte der eine oder andere, weiterhin nicht auch noch einzelne Maturitätsklassen unterrichten zu können, wie anderseits einige Gymnasiallehrer nur ungern völlig auf Seminarklassen verzichteten.

Die *Konferenz der Seminarlehrer* setzte sich jetzt fast ganz aus Lehrern zusammen, die ihre Tätigkeit voll auf die Lehrerbildung ausrichten konnten. Auch wenn sich, bedingt durch Ansprüche verschiedener Fächer und Fachlehrer, bei manchen Unterrichts- und Sachfragen etwa unterschiedliche Auffassungen geltend machten, so spürte man als Ziel das gemeinsame Anliegen einer fundierten und umfassenden Allgemein- und Berufsausbildung der künftigen Primarlehrer. Konferenzen von Lehrern höherer Stufen sind, ob sie noch in der Konsolidierungsphase stecken oder nicht, keine ganz einfachen Gremien. Und Schulleiter verfügen nicht immer über die wünschbare Gewandtheit und Überlegenheit; in manchen Dingen bleiben sie, was auch für mich galt, Lernende, Sich-Bemühende.

Im allgemeinen aber konnte ich mich bald überzeugen, dass sich ein eigener Lehrkörper auf die Erfüllung unserer Aufgabe günstig auswirkte. Das galt etwa für die Besprechung von Fragen des Unterrichtsplans, der Lehrpraktika, Arbeitswochen, Skikurse, Veranstaltungen. Besonders begrüsst haben wir es immer, wenn an *Spiel- und Sporttagen*, z.B. im hierfür bestens geeigneten Gelände von Bonaduz, Lehrer mit und gegen Seminaristen wetteiferten.



Lehrkörper des Seminars 1973/74.

Sackhüpfen oder Velofahren in schwierigem Gelände, Treffübungen und Ballspiele erheiterten auch Zuschauer und trugen zum gegenseitigen Verständnis bei. Für die Seminaristen muss es ja wohltuend sein, wenn sie bei manchen Kraft- und Geschicklichkeitsübungen die eindeutig Überlegenen sind, wenn für einmal nicht Fachwissen dominiert, Professoren nicht nur Schulmeister sind.
Dass Seminarlehrer auch in ausserschulischen Organisationen mitwirken, ist ebenfalls anzuerkennen. Das gilt insbesondere für die Kulturbereiche des Romanischen, Italienischen und Walserischen, aber auch für so wichtige Anliegen wie den Naturschutz.
Seit der Schaffung eines Seminargebäudes und eines seminareigenen Lehrkörpers 1963 gibt es eine *Seminarleitung,* die aus mehr als einer Person besteht. Bisher war während über 100 Jahren der Seminardirektor allein für die Lehrerbildung verantwortlich, so auch während meiner Amtszeit, solange das Seminar noch an der Halde zusammen mit den Mittelschulabteilungen untergebracht war (1951–1963). Die ständige Zunahme der Zahl der Schüler und Lehrer des Seminars und die deutlichere Abhebung von den übrigen Abteilungen machte es notwendig, auch einen Vizedirektor zu bestimmen. Die Seminarleitung bestand also jetzt zunächst aus einem Zweierkollegium. Als ich nach einigen Jahren darlegte, eine Leitung aus nur zwei Mitgliedern sei nicht nur wegen der vermehrt anfallenden Arbeiten zu klein, sondern auch für eine Mehrheitsfindung bei unterschiedlichen Meinungen ungünstig, antwortete mir der Sekretär des Erziehungsdepartementes kurzweg und launisch: «Das ist doch einfach; im Falle geteilter Auffassungen lässt Du abstimmen, und Du hast den Stichentscheid!» 1971 wurde dann aber doch unserem Antrag entsprochen und ein weiteres Mitglied der Seminarleitung bestimmt, das neben gemeinsamen Leitungsaufgaben insbesondere auch die Vorbereitung von Veranstaltungen und die individuelle Schülerbetreuung übernahm. Schüler, die schulische oder andere Sorgen hatten, konnten diese vorbringen und besprechen; in besonderen Fällen standen hierfür auch die übrigen Mitglieder der Leitung zur Verfügung.
Im kleinen Kreis des Dreierkollegiums konnte die Leitung Fragen der Führung und des Unterrichts eingehend beraten. Den Erfahrungen aus der Praxis folgend, wurden Arbeitsteilungen vereinbart und für die Revision der betreffenden Verordnung vorgeschlagen. So sind mir in der Leitung fähige Kollegen beigestanden, als Vizedirektoren nacheinander die Herren Paul Misteli, Martin Bundi und Massimo Lardi, als weiteres Mitglied der Seminarleitung Herr Theo Ott. Was für das Gespräch zwischen Leitung und Lehrern und für die Festigung des neuen Lehrkörpers günstige Voraussetzungen schuf,

war das freundliche Lehrerzimmer, das jeweils in einer verlängerten Morgenpause die Professoren zum Kaffee und ungezwungenen Zusammensein vereinigte. (Die Seminaristen konnten in der Halle eine Stärkung erhalten.) Im Lehrerzimmer, in der grossen Halle und im Büro trafen sich die Lehrer auch häufig mit dem *Abwartsehepaar* und den *Sekretärinnen,* was ein offenes und günstiges Verhältnis förderte. Ja, wir hatten ausgesprochenes Glück mit dem tüchtigen und während meiner ganzen Leiterzeit im Neubau amtierenden Abwartsehepaar Willi und Käthy Götz und mit der ebenso umsichtigen wie gewandten langjährigen Hauptsekretärin Frau Amalie Weber und weitern tüchtigen Bürokräften. Wo Abwartsdienst und Sekretariat in guten Händen liegen, wird dadurch, wie vor allem durch fähige Lehrer, die Leitung einer Schule entscheidend erleichtert. Die Vorbereitungen von Lehrerwahlen betrachteten wir immer als eine unserer allerwichtigsten Angelegenheiten. Und es gab viele neue Lehrstellen zu beantragen, viele Lehrerwahlen vorzubereiten.

Besoldungen

Dieses leidige Kapitel sei nur gestreift. Bei einer Einstufung in neue Besoldungsklassen aufgrund moderner, aber dennoch recht subjektiver Bewertungskriterien kamen zunächst die Übungslehrer und einzelne Fachlehrer zu schlecht weg. In Stellungnahmen und Eingaben hatten wir Änderungen zu begründen. Was die Funktion des Seminarleiters betrifft, war diese schon zur Hauptzeit meines Vorgängers und während der ersten Jahre meiner Amtszeit mit der des Rektors der Kantonsschule gleichgestellt. Bei der Neueinreihung wurde nun zwischen Rektor und Seminardirektor differenziert, obwohl die Ausbildung der Seminaristen verlängert, ein Oberseminar eingeführt worden war und die Zahl der Seminaristen sich zu verdoppeln und noch mehr anzusteigen begann, was eine Vielzahl von Hilfskräften, auch für die Lehrpraktika, bedingte. Einige Obersten in der Regierung huldigten einer militärähnlichen hierarchischen Abstufung der Gehälter innerhalb der Kantonsschule. So ergab sich, dass bei uns der Leiter des kantonalen Seminars, der für eine fünfjährige Ausbildung künftiger Lehrer verantwortlich ist, tiefer eingestuft wurde als der Leiter der kantonalen landwirtschaftlichen Schule mit viel kürzerer Ausbildungszeit künftiger Bauern. Das war in keinem andern Kanton der Fall. Zugegeben, im Seminar hatten wir nicht hochpunktierte Vierbeiner, aber immerhin verheissungsvolle und auch hübsche Lehreranwärter. Nach etlichen Jahren konnte die Gleichstellung zwischen Rektor und Seminardirektor wieder erreicht werden, wobei mithalf, dass gemäss Mittelschulgesetz die

Kantonsschule in zwei selbständige Schulkörper gegliedert worden war.

Neugestaltung des Unterrichtsplans

Was die schweizerischen Seminarleiter und -lehrer in den letzten Jahrzehnten stark beanspruchte, waren Fragen des Unterrichtsplans, der Stundendotierung in den einzelnen Fächern, der Lehrziele und -inhalte. Schule und Lehrerbildung sind nichts Statisches, für längere Zeit Festgelegtes, sondern etwas, das in Veränderung ist, wechselnden Verhältnissen Rechnung tragend.

In Deutschland war man daran, die akademische Lehrerbildung, also die Ausbildung der Grundschullehrer an Universitäten und sogenannten Pädagogischen Hochschulen, zu verwirklichen oder weiter auszubauen.

In Graubünden ist, wie erwähnt, schon früh ein Oberseminar eingeführt worden. Nach einigen Jahren der Erprobung zeigte sich, dass auf dieser Grundlage weitere Neuerungen zu erstreben waren. Vor allem lag uns, neuzeitlichen Tendenzen folgend, die *Einführung von Wahlfächern* am Herzen. Mit der immer weitern Ausdehnung der Wissensgebiete erkannte man, dass das Prinzip, alle möglichst alles lehren zu wollen, aufzugeben sei. Im Oberseminar schien uns eine Konzentration auf weniger Fächer sinnvoll. Eine stärkere Vertiefung in zum Teil selbst gewählte Fächer sollte den persönlichen Interessen entgegenkommen und dem Bildungsprozess förderlich sein. In der *Heimatkunde* beispielsweise konnten sich die Seminaristen auf die naturwissenschaftliche oder die geschichtliche Richtung beschränken, während seit der Einführung des Oberseminars zunächst beide Richtungen Pflichtfächer gewesen waren. In der gewählten Richtung hatten die Seminaristen dann auch bald ein sie besonders ansprechendes Thema ausführlich zu erarbeiten. Sie wurden angeregt, das selbständige Planen, das Suchen geeigneter Arbeitsunterlagen, das Vergleichen und Ordnen sowie das anschauliche Gestalten durch Skizze, Bild und Wort zu üben. Die verschiedenen Geisteskräfte wurden auf diese Weise angesprochen und entfaltet. Bildung vollzieht sich durch aktive Auseinandersetzung mit dem Bildungsgut. Nicht durch vorwiegendes Zuhören.

Aufgrund solcher Überlegungen wurden weitere Wahlfächer vorgeschlagen. Für die besten Heimatkundearbeiten stiftete Dr. *Eugen Durnwalder* in grosszügiger Weise Zinnbecher, und schliesslich vermachte er einen Sportfonds und einen Heimatkundefonds.

1961 konnte eine revidierte Stundentafel zunächst provisorisch erklärt werden, um Erfahrungen mit Wahlfächern und weitern Neuerungen zu sammeln.

Nach einigen Jahren erfolgten wieder Beratungen in der Lehrerkonferenz und anschliessend in der kantonalen Erziehungskommission, um eine definitive Genehmigung des Unterrichtsplans durch die Regierung vorzubereiten. Die Aufgabe des Seminars wurde näher präzisiert, die gesonderten Stundentafeln für die deutsch-, romanisch- und italienischsprachigen Seminaristen bereinigt, für alle Fächer das Lehrziel und die Lehrstoffe neu überarbeitet. In dem am 27. Juni 1966 durch den Kleinen Rat (Regierung) erlassenen «Unterrichtsplan für das Bündner Lehrerseminar» wird die Aufgabe wie folgt umschrieben: «Das Lehrerseminar hat das Ziel, Volksschullehrer heranzubilden, die neben der Erziehungs- und Bildungsarbeit in der Schule auch aufgeschlossen und fähig sind, am kulturellen Leben der Gemeinde mitzuwirken.
Im Hinblick auf die verantwortungsvolle Aufgabe des Lehrers in der Schule und Gemeinde obliegt dem Lehrerseminar eine gründliche *Allgemeinbildung* und eine umfassende *Berufsausbildung.*»
Es wird die Entfaltung der verschiedenen Kräfte und Fähigkeiten erstrebt, «die Förderung der Urteilskraft, der sittlich-religiösen und der schöpferisch-gestaltenden Kräfte sowie die körperliche Ertüchtigung. Besondere Anliegen sind die geistige Beweglichkeit und Initiative, die Aufgeschlossenheit und das Verantwortungsbewusstsein gegenüber den Aufgaben unserer Zeit, den Werten der Kultur und der Gemeinschaft. Der werdende Lehrer wird zur sorgfältigen Darstellung durch Wort und Schrift, durch Skizze, Zeichnung und Modell befähigt. Die Pflege der Sprache als des vornehmsten Kultur- und Bildungsgutes, die Übung im präzisen, träfen Ausdruck, ist ein Grundprinzip des Unterrichts in allen Fächern.»
Die Struktur des Seminars wurde mit dem neuen Unterrichtsplan geändert. Es erfolgte die *Gliederung in ein Unterseminar mit drei Jahreskursen und in ein Oberseminar mit der Dauer von zwei Jahren* (bisher vier Jahre Unter- und ein Jahr Oberseminar). Die berufspraktische Ausbildung wurde von jetzt an auf die beiden letzten Jahre verteilt, so dass diese vermehrt eine Einheit bildeten und entsprechend benannt wurden.
In den Wahlfächern *Französisch oder Mathematik* konnte das eine Fach am Ende des Unterseminars abgewählt, d.h. abgeschlossen werden; das andere, gewählte Fach war bis zum Ende des Oberseminars zu besuchen. Auf diese Weise konnten einerseits die persönlichen Interessen besser berücksichtigt und anderseits ein allfälliges Weiterstudium erleichtert werden. Es gab einige weitere Wahlmöglichkeiten und auch Freifächer. So erfolgte schrittweise ein weiterer Ausbau der Lehrerbildung.
Nachdem wir im kleinen Kreis Aussprachen mit Vertretern der

Bauern- und Bäuerinnenorganisationen geführt hatten, beantragte die Lehrerkonferenz der Regierung, einen zunächst freiwilligen *Landdienst* einzuführen, der später durch Regierungsbeschluss vom April 1970 zu einem *Sozialpraktikum* erweitert und obligatorisch erklärt wurde. Für künftige Lehrer war und ist ein Landdienst von besonderem Wert. Der Seminarist erhält Einblicke in die Arbeit und das Leben der Bauern. Das möglichste Verstehen des Lebensbereiches der Kinder erleichtert die erzieherische Einwirkung.
Im seit 1970 obligatorischen dreiwöchigen Sozialpraktikum, das zwei Wochen auf Kosten der Schule geht und eine Woche in die Sommerferien fällt, können die Seminaristen der zweiten Klasse jetzt wählen zwischen Landdienst, Praktikantinnenhilfe (bei einer kinderreichen Familie) oder einem Dienst in einem Heim oder Spital. Im allgemeinen haben sich die Seminaristen positiv über Erfahrungen in dieser praktischen Tätigkeit geäussert.

Berücksichtigung der Sprachgruppen

Neben der vermehrten Pflege des Deutschen, die erwähnt wurde, konnte das sprachliche Angebot für die einzelnen Gruppen erweitert werden. Die *deutschsprachigen Seminaristen* haben seit der Einführung der fünfjährigen Ausbildung *Französisch und Italienisch* als obligatorische Fremdsprachen zu besuchen. Bisher war nur eine dieser Fremdsprachen Pflichtfach. Zu den zwei obligatorischen Fremdsprachen gab es bald auch noch die Freifächer Romanisch und Englisch.
Für die *romanischsprachigen Seminaristen* wurde vor allem mit der Revision von 1966 eine wesentlich stärkere Stundendotierung ihrer Muttersprache erreicht. Der *Romanischunterricht* wurde von insgesamt 9 Wochenstunden (nach der Stundentafel von 1952) in einem Zug auf 14 Wochenstunden erhöht. Dabei erhielten die beiden Hauptgruppen, die Oberländer und Mittelbündner einerseits und die Engadiner anderseits, seit langem gesonderten Unterricht. Es gab für beide Gruppen seit 1954 auch noch zusätzlichen Unterricht in Methodik des Romanischen und Deutschen. Eine spätere Teilrevision brachte noch einige Stunden gesonderten Romanischunterricht für die Oberhalbsteiner und Mittelbündner. Schliesslich konnten die Romanen (neben dem obligatorischen Französischunterricht) auch Italienisch und/oder Englisch als Freifach besuchen.
Auch die *italienischsprachigen Seminaristen* konnten seit dem Ausbau des Seminars ihre Muttersprache intensiver pflegen und erhielten eine spezielle Methodik des Italienischen. Ja, ihrer Anregung entsprechend wurde später auch für sie – neben Französisch – der Besuch des Freifaches Englisch ermöglicht.

Dass die Seminaristen der drei Sprachgruppen schliesslich neben dem vierwöchigen noch ein *dreiwöchiges Lehrpraktikum in ihrem Muttersprachgebiet* absolvieren konnten, sei hervorgehoben. Die Bemühungen um Verbesserungen des Unterrichtsplans zeichneten sich aus durch ein sorgfältiges Abwägen der Bedürfnisse der einzelnen Sprachgruppen. Auch wo es um Freifächer, wie beispielsweise Romanisch für Deutschsprachige und die hierfür in Frage kommende Schulstufe ging, konnte die Diskussion zwischenhinein heisslaufen.

Veranstaltungen

Neben den erwähnten Spiel- und Sporttagen gab es – wie an ähnlichen Schulen – Veranstaltungen verschiedener Art, die den Schulalltag auflockerten, bereicherten. Es gab sogenannte *Arbeits- oder Konzentrationswochen,* in welchen sich Klassen einem selbst gewählten Interessengebiet widmeten. Der übliche Stundenplan war aufgehoben, man konzentrierte sich ganz auf das eine Thema, das häufig ausserhalb der Schule bearbeitet wurde. Solche Arbeitswochen, wie auch *Skikurse,* wurden in der Regel zu einem eindrücklichen Gemeinschaftserlebnis. Es kamen heimatkundliche, gestalterische, sprachliche oder naturkundliche Themen zum Zuge. Es kam auch vor, dass ein kleines Theaterstück geübt und dann vor andern Klassen aufgeführt wurde. Auch sonst wurde gelegentlich – nicht sehr häufig – Theater gespielt, was ich im Hinblick auf die Persönlichkeitsbildung ganz besonders schätzte.
Grosse Freude bereiteten Lehrern und Eltern sodann die Aufführungen von *Chorkonzerten,* auch klassischer *Werke mit Orchester* (manchmal dem Schülerorchester) und Solisten. Hier kam den Seminaristen ihre Ausbildung in Musiklehre und Instrumentalunterricht zugute. Während man sich lange Zeit auf den Unterricht in Violine oder Klavier und allenfalls im freiwilligen Orgelspiel beschränkte, konnte später auch ein anderes Instrument als Freifach gewählt werden, wie ein Blasinstrument oder Cello, zeitweise auch Gitarre in Gruppen. Die traditionsreiche *Kadettenmusik,* die Schüler der gesamten Kantonsschule vereinigt und mit ihren Auftritten erfreut, ermöglicht eine willkommene Erweiterung der musikalischen Ausbildung. – Bei der starken Zunahme der Mädchen gab ich widerwillig das Einverständnis, nur noch Gemischtenchöre weiterzuführen (statt auch noch Männerchöre), unter der Bedingung, dass mit den Knaben dieser Chöre auch noch zusätzlich Männerchorlieder geübt werden. Ob die Bedingung immer eingehalten wurde?
In Vorstellungen des *STV* (Seminarturnverein) und der Ende der

fünfziger Jahre gegründeten *MRS* (Mädchenriege des Seminars) wurden beachtliche Leistungen geboten.
Veranstaltungen mit Künstlern und Referenten von auswärts brachten ebenfalls Abwechslung. Es gab musikalische Darbietungen (dreimal sang der in Davos aufgewachsene und international anerkannte Tenor Ernst Häfliger Schubert-Lieder); es gab Referate über wissenschaftliche Themen (zweimal bot Hans Rohr mit erstaunlich gelungenen Aufnahmen Einblicke in die unermessliche Sternenwelt); es gab Vorträge zu Fragen der Dichtung und Politik und anderem. Wir schätzten es auch sehr, dass an Schulschlussfeiern Seminarlehrer über ein Thema ihres Faches referierten.

Die Seminaristen

Der Hauptfaktor an einem Seminar sind die Seminaristen. Man spricht bei passenden und unpassenden Gelegenheiten vom Sonderfall Graubünden. In bezug auf die Seminaristen trifft er zu. In keiner andern Lehrerbildungsstätte der Schweiz gibt es die gleiche *Vielfalt.* In keiner die Zugehörigkeit der Seminaristen zu so unterschiedlichen Gruppen der Sprache und Kultur. Wir haben es mit unverhohlenem Stolz wiederholt angedeutet: da ertönen in der grossen Halle und auf Pausenplätzen neben dem Churer- und Rheintalerdialekt die verschiedenen Färbungen des Walserdeutschen wie die unterschiedlichen Idiome der Romanen und Italienischsprachigen, klangvolle Laute, mit temperamentvoller Gestik unterstützt. Eine erfrischende Vielfalt. Niemand möchte sie missen. Reichlichen Ausgleich für Erschwernisse bei der Erstellung der Stundentafel und des Stundenplans.
Die Romanen und die Seminaristen aus den Valli haben jeweils ein eigenes *kulturelles Leben* entfaltet durch den Chor romontsch und den Coro italiano, gelegentlich auch durch Theaterspiel, volkskundliche Darbietungen und das Feiern von Festen. Das galt für die verschiedenen Gruppen, nicht nur für festfreudige Engadiner. Viele Veranstaltungen dieser Art werden gemeinsam mit Schülern der übrigen Kantonsschule durchgeführt. Das gilt auch für Vereine, die Schüler aller Sprachgruppen und Schultypen umfassen.
Im Seminar ist der Anteil der *Schüler vom Land* verhältnismässig gross. Man hat mir etwa zugeflüstert, diese hätten bei mir, meiner Herkunft nach, einen besondern Stein im Brett gehabt. Mag sein. Auf alle Fälle versuchte ich zu verstehen, welch beträchtliche Umstellung es für Jugendliche bedeutet, wenn sie vom Dorf in die Stadt und überdies in eine Schule mit vielen Fachlehrern kommen. In der ersten Zeit betraten manche das Büro etwas zaghaft, wenn sie um Urlaub fragen oder ein anderes Anliegen vorbringen wollten. Sie

merkten wohl bald, dass sie sich nicht in die Höhle des Löwen begeben hatten, und aus einer zögernden wurde eine vertrauensvollere Haltung, in der man auch beiderseits etwa für kleine Scherze aufgelegt war. Die Kompetenz, Urlaube zu erteilen, habe ich nicht weitergegeben, weil ich auf diese Weise in Kontakt mit Schülern kam und viele kennen lernte, die ich selber nicht unterrichtete.
Gelegentliche *Klagen* zum Unterricht oder zur Notengebung wurden höflich vorgetragen. Auch die Jahre um 1968, wo man im Westen vom Aufruhr der Jugendlichen sprach, gingen bei uns ohne turbulente Szenen über die Bühne. Zwar wurden etwa Aussprachen mit ganzen Jahrgängen (rund hundert Schülern) über die zeitliche Ansetzung des obligatorischen Sozialdienstes, über die Verpflichtung zum Schuldienst oder ähnliches gewünscht; in der Regel aber konnten momentan bewegte Gemüter beschwichtigt und wenigstens teilweise überzeugt werden.
Mit schweren *Disziplinarfällen* hatten wir uns selten zu befassen. Über kleinere Versäumnisse und Unstimmigkeiten waren Massnahmen zu beraten und zu vollziehen. Ein zeitlich begrenztes Ultimatum (Androhung des Ausschlusses) oder ein Ausschluss selber wurden dem Erziehungsdepartement nur ganz wenige Male beantragt.
Ein Disziplinarfall besonderer Art war, als ein Seminarist nach örtlich ausgedehnten Feierlichkeiten der «Bsatzig» (Besetzung der Kreisbehörden) mit einiger Verspätung wieder zum Seminarunterricht antrat. Nicht gravierend waren Fälle, in welchen man in den fünfziger Jahren noch Schüler strafen musste, wenn sie die damals obligatorische Kantonsschülermütze nicht trugen. Das Obligatorium wurde dann aber bald aufgehoben. Was mir nicht einleuchten wollte, war, dass Mädchen gerügt wurden, die bei kaltem Wetter nicht im schicklichen Rock, sondern in warmen Winterhosen erschienen. Wie sich Zeiten und Vorschriften ändern!
Rückblickend weiss man, dass bei weitem nicht alle «strafwürdigen» Fälle geahndet wurden. Noch kürzlich hat mir ein heutiger Schulleiter gebeichtet, wie er als Seminarist mich einmal angelogen hätte, um Kameraden vor dem unerbittlichen Arm schulischer Gerechtigkeit zu schützen.
Ein paar weitere kleine Episoden: Einmal brachte mir die Mutter eines Seminaristen eine Flasche speziellen Puschlaver Schnapses. Ihr Sohn aber wurde am Ende des Schuljahres nicht promoviert. Der Schnaps hatte nicht gewirkt.
Ein andermal stand an einem Adventsabend völlig unerwartet ein etwa 40–50jähriger freundlicher Lehrer, den ich sofort als ehemaligen Seminaristen erkannte, vor meiner Haustüre. Er war Bienen-

züchter und überreichte mir zur grossen Überraschung köstlichen Alpenbienenhonig. In der Stube erzählte er mir, wie er als Seminarist der letzten Klasse einmal mit Angst und Bangen auf meinem Büro erschienen sei. Ein Übungslehrer hätte ihn zu mir geschickt, weil dieser eine schriftliche Lektions-Vorbereitung als ganz ungenügend erachtete. Dabei wäre der Seminarist gerade müde von einem WK heimgekehrt, so dass die Vorbereitung deshalb etwas mager ausgefallen sei. Ich hätte ihm in Ruhe gesagt, er solle jetzt zuerst einmal gut ausschlafen und dann eine gründlichere Vorbereitung erstellen und abgeben. Für mein damaliges Verständnis wolle er, nach rund zwei Jahrzehnten, seinen Dank bezeugen, auf dermassen sympathische Art! Der goldgelbe dicke Saft schmeckte vorzüglich.
Im neuen Seminargebäude waren Lehrertoiletten, die der Raumplan enthalten hatte, z.T. nicht gebaut worden. Wir haben dann eine andere Toilette mit L (Lehrer) bezeichnet. Als in den nächsten Tagen dort eine Seminaristin auf den Gang heraus kam, stellte ich sie erstaunt zur Rede. Auch sie zeigte sich erstaunt und verwies auf das L, das doch Ladies bedeute!
Als die Zeit zunehmender Entführungen aufkam, spielte eine Schülergruppe an einem Seminarfest die Entführung des Seminardirektors, den ein Seminarist aus Waltensburg in Gestik, Sprache und Tonfall nachzuahmen sich bemühte. Die Sache lief aber glimpflich ab.
Diese Müsterchen heiterer Episoden zur Auflockerung des ganzen.

Die Ehemaligen

Trifft man einzelne der ehemaligen Seminaristen wieder, manchmal ganz unvermittelt in einem unserer Dörfer und Täler, so freut man sich, einiges über ihren *seitherigen Lebensweg* zu erfahren. Viele Damen und Herren stehen seit Jahren treu im Schuldienst; manche, nach einem Weiterstudium, in der Sekundar-, Werk- oder Mittelschule, auch in der Schulleitung, einzelne als Dozenten an höhern Schulen. Ja man staunt, was alles aus den jungen Leuten wurde, die seinerzeit brav die Seminarbank drückten: da gibt es auch Politiker und Militärs: man trifft Gemeinde- und Kreispräsidenten, Grossräte, den Regierungs- und Nationalrat, die Erziehungsrätin, dann hohe Offiziere und Inhaber weiterer Ämter und Aufgaben. Eine ehemalige Seminaristin, später Schülerin von Karajan, schwingt heute gewandt und weitherum anerkannt vor ausländischen Orchestern den Dirigentenstab. Dann gibt es Lehrer, die als Maler oder Dichter aktiv sind.
Der Beitrag vieler Lehrer an das *kulturelle Leben unserer Dörfer* ist

beeindruckend. Man zähle die Lehrer als Leiter an Gesangs- und Musikfesten, ihre Mitwirkung bei Theater und Turnveranstaltungen. Ich erinnere mich an ein kantonales Jugendsportfest auf der Lenzerheide, wo viele Lehrer aus Graubündens Tälern mit ihren Schülern zugegen waren. Man hatte hohe Militärs und Vertreter der Landeskirchen eingeladen, obwohl diese zur körperlichen Ertüchtigung der Jugend kaum beigetragen hatten. An die Lehrerbildner aber dachte niemand.
Wenn wir die Lehrer überhaupt, nicht nur der letzten Jahrzehnte, im Auge haben, so wären viele beachtliche Beiträge zur *Dialektforschung und Heimatkunde* und weiteren kulturellen Bereichen zu nennen. Auffallend war, dass im Herbst 1983 bei der Verleihung des Bündner Kulturpreises und der diesmal reichlich verliehenen Anerkennungs- und Förderungspreise 15 der insgesamt 25 Preisträger Lehrer waren, etliche im «Ruhestand». Man verstehe uns recht: Das ist kein selbstgefälliges Rühmen eines Standes, sondern sachliche Feststellung, dass Lehrer aufgrund ihrer Ausbildung kulturelle Aufgaben übernehmen können und es vielfach auch tun.

Patentprüfungen für Auswärtige

Während längerer Zeit, auch noch zu Beginn meiner Amtsjahre, mussten Absolventen anderer Seminare, z.B. von Schiers, Menzingen, Ingenbohl, Cham, Baldegg, am Bündner Lehrerseminar die Patentprüfung ablegen, wenn sie in Graubünden Schule halten wollten. Das galt auch für Leute, die ein Zürcher Seminar besucht oder gar ein Sekundarlehrerstudium abgeschlossen hatten, weil die damaligen Bestimmungen lauteten, dass, wer in Graubünden an einer öffentlichen Schule unterrichten wollte, im Besitze des Bündner Lehrerpatentes sein musste. Die Prüfung war in allen Fächern, auch Zeichnen, Singen, Turnen, abzulegen, auch dann, wenn etwa ein Sekundarlehrer diese Fächer lange nicht mehr geübt hatte. Die Lehrschwestern waren in den ersten Jahren in der Ordens- oder Kandidatinnenkleidung zum Turnen angetreten, durften später aber in den für solche Zwecke bequemeren Trainer schlüpfen. Übrigens waren die Schwestern in der Regel in allen Fächern sehr gründlich vorbereitet.
Das neue Schulgesetz eröffnete 1961 die Möglichkeit, dass Graubünden Lehrerpatente anderer Kantone und Seminare anerkennen konnte und wir keine Patentprüfungen für Auswärtige mehr organisieren und durchführen mussten.
Mit dem Seminar *Schiers* blieben wir nach wie vor verbunden. Die Anerkennung der Schierser Patentprüfungen wurde an die Bedin-

gung geknüpft, dass Fachlehrer des kantonalen Seminars als Experten an den Prüfungen mitwirkten. Ein alter, lange gehegter Zopf wurde abgeschnitten. Die Tätigkeit als Experte am Seminar Schiers haben Kollegen und ich geschätzt, weil sie Einblicke in die Bildungsarbeit einer andern Schule ermöglichte. Man sah, wie in anderer Küche gekocht wurde.
Mit dem Unterseminar *Samedan,* das erst in den siebziger Jahren eröffnet wurde, besteht der Kontakt dadurch, dass die Seminaristen in der Regel das Oberseminar in Chur besuchen.

Pädagogische Hauptanliegen

Ein wenn auch lückenhafter Bericht über die Tätigkeit an einem Lehrerseminar darf der Hauptfrage nicht ausweichen: Welche pädagogischen Richtungen und Anliegen herrschten in der umschriebenen Zeitspanne vor, welche wurden im Unterricht und an Konferenzen vertreten? Die erzieherischen Grundsätze bilden das geistige Fundament einer Lehrerbildungsstätte, mehr als Unterrichtspläne und Verordnungen. Sie wirken sich auf die spätere Berufsarbeit der Seminaristen, auf ihre Einwirkungen auf die Jugend aus.
Es fällt nicht leicht, pädagogische Hauptanliegen in knappen Zügen zu zeichnen; denn in unserer Zeit gab und gibt es nicht eine allgemein anerkannte pädagogische Richtung. Das gab es gegen Ende des letzten und zu Beginn unseres Jahrhunderts, zur Zeit der Seminarleiter Theodor Wiget (1880–1889) und Paul Conrad (1889–1927). Damals galt in weiten Kreisen des deutschen Sprachraums und sehr ausgeprägt in Graubünden die Herbart-Zillersche Erziehungs- und Unterrichtslehre. Ziel und Mittel eines erziehenden Unterrichts wurden in einem gedanklich geschlossenen System begründet, auf Psychologie und Ethik aufbauend. Nach Herbart wird das Seelenleben durch Vorstellungen bestimmt. Das Wollen wurzelt im Gedankenkreis. Dem Unterricht obliegt die Bildung von Gedankenkreisen. Dabei sind nach Herbart und Ziller bestimmte Unterrichtsstufen zu beachten. Bei ihrer Anwendung im Aufbau von Lektionen fand der Lehrer Hilfe und Sicherheit.
Doch Reaktionen auf diesen streng logisch aufgebauten Unterricht blieben nicht aus. Es wurden andere Akzente und Prinzipien hervorgehoben, so die *Kunsterziehungsbewegung* mit starker Berücksichtigung des Gestalterischen. P. Conrad, obwohl überzeugter Herbartianer, war offen auch für solche Anliegen. In besonderem Mass wusste sich dann Martin Schmid dem Bereich des Musischen verpflichtet. In seiner «Bündner Schule», in weiteren Arbeiten und Referaten hat er der ästhetischen Erziehung überzeugte und über-

zeugende Worte gewidmet. Schmids Betonung des Ästhetischen übte auf mich, schon als ich sein Pädagogikschüler war, eine bleibende Wirkung aus. So trägt ein Kapitel meiner Schrift «Bildungsfragen unserer Zeit» (Zürich, 1966) den Titel «Erziehung zum Erleben und Gestalten des Schönen». Der musischen Bildung kommt fundamentale Bedeutung zu. Sie kann zum bewussten Erleben, Schauen und Staunen beitragen; sie spricht Gemütskräfte an; sie macht empfänglich für übermaterielle Werte; sie fördert Phantasie und Gestaltungskräfte.

Die Weckung des Schönheitssinnes bedeutet einen notwendigen Ausgleich zu einer Haltung, die Gefahr läuft, sich an Mess- und Machbares zu verlieren. Der Naturwissenschafter Adolf Portmann sieht eine ernsthafte Gefährdung des seelischen Gleichgewichts, wenn die Empfindungs- und Gemütskräfte nicht ausreichende Pflege erfahren.

Es lag uns daran, bei der Errichtung des Neubaus günstige Voraussetzungen für die musischen Fächer zu schaffen, durch geeignete Räume für Zeichnen, Werken, Holz- und Tonarbeiten, für den klassenweisen und Einzelunterricht in Musik. Es gelang, die Zahl der Übungsklaviere und -orgeln stark zu erhöhen, so dass ein Mitglied der Erziehungskommission einmal scherzte, wir hätten ja ein Konservatorium gebaut.

Ein weiteres Anliegen waren uns die Ziele der *Arbeitsschule,* welche als Reformbewegung die geistige Selbständigkeit der Schüler durch möglichste Selbsttätigkeit erstrebt, dies bei Einzel- und Gruppenarbeiten.

Gerne habe ich mich sodann mit der sogenannten *Kulturpädagogik* befasst. Deren bedeutendste Vertreter waren für mich Eduard Spranger und Martin Buber. Sprangers «Pädagogische Perspektiven» verdienen Lob schon durch die Form der Darstellung, durch die wohltuend klare Sprache, die bei deutschen Wissenschaftern leider nicht selbstverständlich ist, wie auch durch den Gehalt der Aussage. Spranger begründet den Aufbau einer Wertwelt, die wichtiger sei als die zu vermittelnde Wissenswelt. Die Bildungsgüter sind für ihn «nur das Medium, an dem sich eine höhere Kulturfähigkeit überhaupt entfalten kann. Dazu müssen sich langsam innere Einstellungen herausbilden: Gesinnungen, Werthaltungen, Bindung an das Ideenhafte des Wahren, Guten und Schönen. Kurz: es soll hervorgehen ein verwandelter und veredelter Mensch. Dringt die Erziehung nicht bis in diese Tiefen, so ist sie keine eigentliche Erziehung, sondern bestenfalls eine Unterrichtung.» Auch Martin Buber geht es in der Erziehung vor allem andern um Einstellungen, um Werthaltungen. Zwar ist er sich (wie Spranger) bewusst, dass Haltungen nicht

einfach gegeben, nicht geprüft und gemessen werden können; sie können aber in der vertrauensvollen Begegnung lebendig werden. «Auf die Ganzheit des Zöglings wirkt nur die Ganzheit des Erziehers wahrhaft ein, seine ganze unwillkürliche Existenz.»
Die Erziehung ist nicht denkbar ohne *Werterziehung.* Der Anthropologe Heinrich Roth versteht den Menschen nicht nur als ein denkendes, wollendes und handelndes, sondern auch als ein wertendes Wesen. Wir sind immer wieder genötigt, zu werten, etwas als Wert oder Unwert einzustufen, zu erleben. Georg Kerschensteiner sprach vom Wertsinn, vom Bedürfnis der Jugendlichen nach seelischem Wertwachstum. Es ist das Bedürfnis, etwas als schön oder nicht schön, als gut oder nicht gut (etwa menschliches Handeln, auch in der Literatur oder Geschichte), als wahr oder nicht wahr zu erkennen, zu erfahren.
Aus der Geschichte der Pädagogik ist hier *Johann Heinrich Pestalozzi* zu nennen, dem wir Zentrales und auch für unsere Zeit Gültiges verdanken. E. Spranger galt als einer der besten Kenner und der bedeutendsten Verehrer Pestalozzis. Das gleiche gilt für Hans Stettbacher, den Zürcher Hauptdozenten während meines Pädagogikstudiums. So wurde Pestalozzis Gedankenwelt weitgehend wegweisend für meine pädagogische Orientierung: die Kräftebildung, die Förderung des ganzen Menschen durch die Entfaltung der Gemütskräfte, der Denk- und Sprachkraft, der Kunstkraft oder, wie sich der reifere Pestalozzi in bewusst gewählter Reihenfolge gerne ausdrückte: die Entfaltung von Herz, Geist und Hand, die Erhebung zur Menschlichkeit durch Liebe, durch «sehende Liebe» (nicht blinde Liebe), das Lernen durch Erfahrung und Tun und weitere Richtlinien gründen so sehr im Wesen des Menschen und echter Menschlichkeit, dass sie gültige Zielsetzungen bleiben.
Die vielen neueren deutschen, amerikanischen und weitern Pädagogen, die ich mehr oder weniger zu Rate zog, will ich nicht alle namentlich nennen. Sehr geschätzt habe ich Konrad Schneids schlanke «Pädagogische Führungslehre», die zwar die grundlegende Bedeutung einer ermutigenden, das Kind in seinem Eigenwert bejahenden Erziehung betont, aber auch eine zielbewusste Führung überzeugend begründet und notwendiges Gegensteuer zu einer sogenannt antiautoritären Haltung gibt. Auch Schweizer Pädagogen, wie Paul Häberlin, Willi Schohaus, Konrad Zeller und andere, in jüngerer Zeit vor allem Marcel Müller-Wieland, boten mir reiche Anregung. Bei Müller ist es sein Ruf nach Individualisierung und Gemeinschaftsbildung wie nach geistiger Einstellungsbildung (in «Wandlung der Schule» und «Der innere Weg; Mut zur Erziehung»).

Wie weit nun Ziele und Gedankenkörner Pestalozzis, Sprangers und anderer im Pädagogikunterricht auf guten Boden fielen, ist kaum abzuschätzen. Man tröstet sich als Lehrerbildner etwa damit, dass manches erst später, in der Praxis, Wurzeln schlage. Wie tief, ist ungewiss. Sicher haben wir die Bildungsstoffe nicht immer zündend genug vorgetragen oder erarbeitet. Und eines, das mir ein befreundeter Kollege, der später ausschliesslich an den Mittelschulabteilungen der Kantonsschule unterrichtete, ans Herz legte, habe ich oft zu wenig beachtet. Er sagte, wie wichtig es sei, guten Kontakt mit den Schülern zu haben oder, um es einfacher zu sagen, darauf zu achten, dass die Schüler den Lehrer gern haben. Ein wahres Wort eines Nichtpädagogen. Bei manchen Klassen ist das weniger geraten als bei andern, wohl auch etwa deshalb, weil mich administrative Arbeiten stark beanspruchten. Überdies schien mir auch ein anderes pädagogisches Prinzip bedeutsam: nicht um die Gunst der Schüler zu buhlen; denn es geht ja nicht in erster Linie um die Anerkennung des Lehrers, sondern um das, was er vertritt, vermittelt, um die dem Schüler und Lehrer übergeordneten Inhalte und Werte. So bleibt der Erzieher im *Spannungsfeld,* sich um zwischenmenschlichen Kontakt zu sorgen, gleichzeitig aber übermenschliche Werte wichtiger zu nehmen als sich selber.

Dem Wort meines Kollegen über die *Beziehung Lehrer–Schüler* kommt freilich für den Unterricht auf der Volksschulstufe verstärkte Bedeutung zu, weil die Kinder hier noch weniger selbständig sind und eine gemütsmässig verankerte mitmenschliche Beziehung in besonderem Masse brauchen. Die Frage an Kinder, ob sie gerne in die Schule gehen, trifft ins Mark. Als ich sie vor nicht langer Zeit einem Landbuben stellte, meinte er schlagfertig: «Ja, wenn dr Lehrer die guot Lune hed, de woll.» Unser Landbub fügte noch pfiffig bei, heute sei die Laune des Lehrers nicht gut gewesen, weil dieser wahrscheinlich gestern einen Hasen gefehlt hatte (der Lehrer ging auf die Niederjagd). Es kann aber auch ein anderer Hase über den Weg gesprungen sein. Auch der Lehrer ist nicht immer in der gleichen Stimmung, ist ein Mensch mit seinen Widersprüchen.

Abschliessend können pädagogische Hauptanliegen verdeutlicht werden durch Worte, die ich 1964 anlässlich der offiziellen Eröffnung des neuen Seminargebäudes zu Seminaristen, Professoren und Gästen sprach (aus Programm Kantonsschule 1963/64). Hier versuchte ich, die *Aufgabe eines Seminars,* wie ich sie damals sah, zu skizzieren:

«So darf denn dieses neue Haus einer doppelten Bestimmung dienen: zunächst ist es eine Stätte der *Menschenbildung.* Es gilt, die Kräfte zu wecken und zu entfalten, die echte Menschlichkeit begrün-

den: die Denkkraft, Initiative, Phantasie und die schöpferischen Kräfte, die Ehrfurcht vor dem Geheimnisvollen und Rätselhaften des Lebens, vor dem Geistigen und Göttlichen. . . Menschenbildung ist Kraftbildung. Wir brauchen nicht nur die durch die Wissenschaft entfesselten Kräfte und Mächte, welche immer stärkere Wirkungen, raschere Geschwindigkeiten erzielen und sogar Körper durch die Atmosphäre hindurch in den weiten Weltraum stossen. Wir brauchen nicht nur vollkommenere Apparate und Maschinen. Wir brauchen auch die Kräfte der menschlichen Seele, welche die äussern Mächte lenken und dem Leben erst wirklich Inhalt, Sinn und Erfüllung geben.

Bildung wird heute zwar oft recht einseitig verstanden. Sie erscheint vielen als blosse Funktion, als Dienerin für den wirtschaftlichen Fortschritt. Sogenannte Entwicklungsländer sehen die Schulbildung als das mächtigste Mittel für die Industrialisierung und den sozialen Aufstieg.

Doch vergessen wir nicht: das erste Anliegen im Bildungsgeschehen müsste immer die Menschbildung sein, die Formung des ganzen Menschen. Es geht um die eigenständige Persönlichkeit, die nicht kritiklos und gewissenlos der Meinung der Menge, der Masse, verfällt. Erziehung und Bildung bedürfen der persönlichen Begegnung von Mensch zu Mensch und erfolgen am besten in der gut überschaubaren Gemeinschaft. Sie wollen hinführen zur persönlichen Entscheidung in wichtigen Lebensfragen, zur Verantwortung der Gemeinschaft und den höhern Werten gegenüber. Die Lehrerbildung weiss sich den geistigen Werten sowie den Werten der Heimat verpflichtet. Wie könnte sonst der Seminarist später als Lehrer seine Zöglinge zu solchen Haltungen und Werten hinführen?

Damit haben wir die zweite Bestimmung des neuen Hauses erwähnt: es ist auch eine Stätte der *Berufsbildung.* Die Seminaristen sollen nicht nur selber die ihrem Wesen gemässe Form und Gestalt finden; sie sollen auch befähigt werden, andere zu formen und zu gestalten, zu bilden auf ein Bild, ein Idealbild hin. Sie haben sich darin zu üben, andern Bildungsgüter zu vermitteln, andern den Zugang zur Welt des Geistes zu eröffnen. Der Lehrerberuf, der Schuldienst ist Dienst am Geist, am Wort. Für diesen Dienst in unseren Gemeinden werden Sie, liebe Seminaristinnen und Seminaristen, vorbereitet. Für eine schöne und verantwortungsvolle Aufgabe! Da kommen die ABC-Schützen, stolz zum erstenmal den Schulsack tragend, mit erwartungsvollen Augen und empfänglichem Herzen zur Schule. Auf diese lebendigen, prägsamen Wesen nun wirkt der Lehrer ein, nicht auf irgendein totes Material. Das ist seine Verantwortung.»

Die Musterschule

Zur praktischen Anwendung pädagogischer und methodischer Anliegen und Prinzipien dienen die Lehrübungen. Sie gehören zum Kernstück einer Lehrerbildungsanstalt. Die Seminaristen sind nicht nur theoretisch in die Erziehungs- und Bildungslehre und in die Unterrichtsgestaltung einzuführen, sie sollen sich auch selber im Unterrichten üben können. Über die Übungs- oder Musterschule berichtet der langjährige verdiente Musterlehrer *Paul Kieni* sachkundig im Bündner Schulblatt Nr. 4, 1952. Während rund 100 Jahren erfolgten die beruflichen «Gehübungen» allein in der Seminarübungsschule, bis dann weitere Übungsmöglichkeiten eröffnet werden mussten. Die Übungsschule wurde lange Zeit *Musterschule* genannt, weil die Musterlehrer Beispiele oder eben Muster von Unterrichtsstunden boten, woran sich die Seminaristen in ihren Übungslektionen orientieren. Die Musterschule sollte auch in der Organisation und Führung einer mehrklassigen Schule Beispiel sein. Um die jüngste Entwicklung besser zu verstehen, wird hier einiges zur Geschichte der Übungsschule kurz eingeflochten. Mit der Schaffung einer Seminarabteilung unter besonderer Leitung wurde 1852 auch eine Übungsschule gegründet. In einem Amtsbericht vom 10. März orientiert der Kleine Rat den Grossen Rat über folgende Entschliessungen:

1. «Das Schullehrer-Seminar wird in seiner dermaligen Vereinigung mit der Kantonsschule belassen und behufs der bis dahin nur zu sehr vermissten praktischen Ausbildung seiner Zöglinge mit einer Musterschule verbunden.»
2. «Mit der Direktion des Lehrerseminars und der Erteilung des speziellen Fachunterrichtes an die Schulmeisterzöglinge einerseits und mit der Leitung der Musterschule anderseits sollen zwei geeignete Schulmänner, von denen der eine reformierter, der andere katholischer Konfession sein muss, betraut werden.»

In der Folge erklärte sich der Stadtschulrat Chur bereit, im ehemaligen Klostergebäude *Nikolai* ein Lokal zur Verfügung zu stellen. Im gleichen Gebäude waren während Jahrzehnten auch das Seminar und Konvikt, von der übrigen Kantonsschule räumlich getrennt, untergebracht. Die Stadt war bereit, für die Übungsschüler Tische und Stühle zu besorgen und für die Heizungskosten aufzukommen. Man war sich bewusst, dass die Übungsschule auch dem städtischen Lehrer-Nachwuchs zugute kam. Da aber der Raum für die 49 Schüler, nachdem 15 abgewiesen werden mussten, zu eng war, zog man schon 1853 in das Lokal der *Schmiedezunft* am Paradiesplatz, das mit einem kleineren Unterbruch bis 1899 gemietet werden konnte. 1902 ging's, nach einer wieder kurzen Zeit im Nikolai, in die

Schneiderzunft hinter der Martinskirche. P. Conrad habe bedauert, dass man nicht länger im paradiesischen Zustand verweilen konnte. So paradiesisch war es nicht immer gewesen, etwa wenn Stadtschüler durch die Herrengasse nach dem Paradiesplätzchen Streitzüge unternahmen und es zu Geplänkeln kam, wie Kieni von Gewährsleuten erfahren hatte.
1907 konnte der Kanton eine Liegenschaft an der *Planaterra* kaufen und nach einigen Jahren baulich erweitern, so dass die Übungsschule hier während rund sieben Jahrzehnten Herberge fand. Dann aber genügten bei einem starken Ansteigen der Zahl der Seminaristen und bei einer Erweiterung der Übungslektionen auch diese Räume nicht mehr. Die Herbartianer Wiget und Conrad hatten noch die Auffassung vertreten, die entscheidenden Grundlagen des Schulehaltens können gelernt werden, wenn ein Seminarist die gleiche Klasse im gleichen Fach während je eines Semesters der Abschlussklasse unterrichte. Das hier Gelernte könne auf andere Klassen und Fächer übertragen werden. Zu Schmids Zeiten wurden die Lehrübungen etwas erweitert, beschränkten sich aber auf die Seminar-Abschlussklasse. Die sechsklassige Übungsschule wurde in zwei Schulen zu je drei Klassen aufgeteilt und ein zweiter Seminarübungslehrer angestellt. Die lehrpraktisch auszubildenden Abschlussklassen zählten während Jahren nur etwa 25–40 Seminaristen. Mit dem Ausbau des Seminars waren dann aber die lehrpraktischen Übungen in den zwei letzten Seminarklassen mit bald je rund 100 Seminaristen durchzuführen. Bei allem Kopfzerbrechen war das in der Übungsschule nicht mehr zu machen, zumal wir Wert darauf legten, dass Lehrübungen in möglichst allen Fächern und auf verschiedenen Schulstufen erfolgen konnten. Es waren also weitere Übungsmöglichkeiten zu suchen. Zunächst konnten solche gefunden werden durch *Übungslehreraufträge,* die an eine ganze Reihe von *Stadtschullehrern* in den verschiedenen Schulhäusern erteilt wurden. Dann wurden die Lehrübungen, wie schon erwähnt, durch *Landpraktika im Muttersprachgebiet* sinnvoll ergänzt. Der Seminarübungsschule kam aber nach wie vor eine besondere Bedeutung zu. Wie es schon meine Vorgänger hielten, war ich dort mindestens wöchentlich einmal bei einer sogenannten Probelektion zugegen. Ein Seminarist bot eine Probe seines unterrichtlichen Könnens. Die erteilte Lektion wurde anschliessend durch den Übungslehrer, hospitierende Seminarklassen und mich gemeinsam besprochen.
Die Seminarübungslehrer waren auch an Konferenzen, die wir mit Stadtschullehrern mit Übungslehrerauftrag durchführten, zugegen, erläuterten Richtlinien zur Planung des Unterrichts, zur Erstellung von Präparationen (schriftlichen Vorbereitungen) durch die Seminari-

sten und standen zu Beratungen zur Verfügung. So konnten von der Musterschule Impulse ausgehen auf die gesamte lehrpraktische Ausbildung.
Anfangs der siebziger Jahre begann sich eine neue Entwicklung anzubahnen. Die Direktion der Stadtschule teilte mit, dass die Stadt ein neues Schulhaus mit sechs Unterrichtszimmern auf dem Areal *Türligarten,* wenige Minuten vom Seminargebäude entfernt, am gegenüberliegenden Plessurufer, zu errichten gedenke. Sie fragte an, ob der Kanton ein Interesse hätte, dieses Schulhaus als Seminarübungsschule zu verwenden. Es standen nach diesem Vorschlag mehr Übungsklassen als an der Planaterra zur Verfügung. Dazu kam, dass die Anmeldungen für den Besuch der bisherigen Übungsschule stark zurückgegangen waren. Dafür gab es einen Hauptgrund: in der rapid grösser werdenden Stadt Chur waren innert kurzer Zeit etliche Quartierschulhäuser gebaut worden. Obwohl die Musterschule als gute Schule gegolten hatte und deren Besuch für manche Familien zur Tradition geworden war, zogen es jetzt Eltern vor, ein näher gelegenes Quartierschulhaus durch ihre Kinder besuchen zu lassen, auch schon wegen des zunehmenden Strassenverkehrs. In dieser Situation war die Anfrage der Stadtschule prüfenswert. Ein Vertrag für die Benützung des Türligartenschulhauses für die Durchführung von Lehrübungen der Seminaristen wurde vorbereitet. Das Seminar konnte ein Raumprogramm ausarbeiten, das seinen Bedürfnissen Rechnung tragen sollte. So wurden beispielsweise zu den sechs Klassenzimmern zusätzliche Räume vorgeschlagen, um das Aufteilen von Klassen für Gruppenarbeiten zu erleichtern. Unsere Vorschläge, auch für das Lehrerzimmer, für Bibliothek und Sammlung u.a. wurden weitgehend berücksichtigt.

Worüber man sich jedoch nicht rasch einigen konnte, war die Zuständigkeit für die Bestimmung der Stadtschullehrer, die einen Übungslehrerauftrag erhalten sollten. Städtischen Angestellten also sollte eine zusätzliche Aufgabe am kantonalen Seminar übertragen werden. Da wir bisher, allerdings ohne jeden Vertrag, Stadtschullehrer für einen Übungslehrerauftrag selber auswählten und verpflichteten, wollten wir hierfür weiterhin zuständig bleiben. Während die Stadt glaubte, diese Lehrer bestimmen zu können, beharrten wir auf dem Standpunkt, dass ein Auftrag an einer kantonalen Schule nur durch eine kantonale Instanz erteilt werden könne, die Genehmigung durch den Stadtschulrat vorbehalten. Eine solche Lösung schien uns logisch und zweckmässig. Es wurden indessen zwischen Kanton und Stadt Kompromisse vereinbart, die es in den ersten Jahren nicht leicht machten, eine genügende Zahl geeigneter

Lehrer für einen Übungslehrerauftrag zu finden. Im ganzen aber war die getroffene Lösung zu begrüssen: Das neuere, grössere Schulhaus und seine Nähe zum Seminargebäude brachten eindeutige Vorteile. Für die Seminaristen war es jetzt leichter und weniger zeitraubend, beim Übungslehrer die Themen für ihre Lektionen und weitere Informationen einzuholen, die Bibliothek der Übungsschule zu benützen, die Präparationen dem Übungslehrer vorzulegen und zu einer Besprechung zu erscheinen, Anschauungsmaterial bereitzustellen.
Wie die Seminarübungsschule begonnen hatte, so wird sie auch jetzt in Schulräumen der Stadt weitergeführt. Die erwähnten Vorteile wiegen das Bedauern auf, dass es sich nicht mehr um eine rein kantonale Seminarübungsschule handelt (nur die bisherigen Seminarübungslehrer, die von der Planaterra in den Türligarten zogen, galten gemäss erstem Vertrag weiterhin als kantonale Beamte). Die Durchführung der Lehrübungen mit städtischen Schulklassen ist in vielen, wenn nicht den meisten, Seminaren seit langem üblich.

Das Konvikt

Auch das Konvikt erfuhr einen offensichtlichen Wandel. Der burgartig getürmte Bau an der Halde musste einem Neubau für die Kantonsschule weichen. Aus dem Leben in der «Lümmelburg» konnten und könnten Ehemalige erheiternde Episoden zum besten geben.
Als für den Neubau der Kantonsschule mehr Boden benötigt wurde (obwohl das Seminar ausgezogen war), mussten wir ein Raumprogramm für ein neues Konviktgebäude ausarbeiten. Wir schlugen eine Konzeption für zwei Schülereinheiten mit je fünfzig Jugendlichen vor. Die beiden Einheiten wären deutlich getrennt worden (in einem oder in zwei Gebäuden). Auf diese Weise wäre bei einem spätern allfälligen Bedarf eine Gliederung in ein Knaben- und ein Mädcheninternat leicht möglich gewesen. Auf eine eindeutige Gliederung in diesem Sinne wurde dann aber verzichtet. Der neue Bau, ebenfalls an der Arosastrasse, weiter bergaufwärts gelegen, wurde für rund 100 Schüler geschaffen. Er enthält zweckmässig eingerichtete, freundliche und wohnliche Schülerzimmer und Aufenthaltsräume.
Über Übungsschule und Konvikt könnten vielleicht frühere Muster- oder Konviktschüler einmal ausführlicher berichten?

Behörden, Kommissionen, Tagungen

Im Verkehr mit der vorgesetzten Behörde, dem *kantonalen Erziehungsdepartement,* erlebten wir im Laufe der Jahre fünf verschiedene Erziehungschefs, die Herren A. Theus, A. Bezzola, H. Stiffler, T. Kuoni und O. Largiadèr. Es waren Eingaben für Revisionen von Verordnungen und Unterrichtsplan, auch gewünschte Stellungnahmen zu Volksschulfragen zu unterbreiten. Dabei ging es um Sachfragen. Korrespondenz und Aussprachen waren daher in der Regel sachlich. Nur selten waren rauhere Töne vernehmbar; oder war es, dass wir gelegentlich eine zu verletzliche Haut hatten?

Man wird nicht erwarten, dass ich in schulmeisterlicher Manier meinen früheren Vorgesetzten Noten austeile. Doch Worte ungeteilter Anerkennung für jenen der Erziehungschefs, der leider allzufrüh aus diesem Leben abberufen wurde, wird man mir gestatten. *Dr. Andrea Bezzola,* früher Jurist in Samedan, war von 1956 bis Ende 1962 Vorsteher des Erziehungsdepartements. Infolge der Wahl von Regierungsrat Arno Theus zum Ständerat hatte A. Bezzola in einer bald zu Ende gehenden Amtsperiode einzuspringen, so dass ihm nach damaligen Bestimmungen nur 6½ Jahre für die Regierungstätigkeit verblieben. Dr. A. Bezzola, selber ein ausgezeichneter Musikkenner und den Geisteswissenschaften zugetan, erfüllte in seiner herzlich vornehmen Art beste Voraussetzungen für das Amt eines bündnerischen «Erziehungs- und Kulturministers», für eine vertrauensvolle Zusammenarbeit. Seiner politischen Klugheit und seinem ausgleichenden Wesen war es zu verdanken, dass sowohl die neue Gliederung der Kantonsschule, mit der Errichtung des Seminargebäudes, wie auch die Schaffung des ersten, dem Volk vorgelegten bündnerischen Schulgesetzes (bis 1962 galt die Schulordnung von 1859!) ohne zu harte Auseinandersetzungen verwirklicht werden konnten. Beides war umstritten, fand aber die Zustimmung des Souveräns; beides waren Marksteine in der Entwicklung der Bündner Schule.

Auch mit vielen *Schulbehörden der Gemeinden* standen wir in Kontakt. Zur Zeit des leidigen Lehrermangels meldeten sie uns direkt, wenn ein Seminarist eine Lücke ausfüllen sollte. Während in den meisten Kantonen die Zuteilung von Seminaristen an vakante Stellen durch das Erziehungsdepartement erfolgte, überliess man uns diese Aufgabe ganz, was sie erleichterte. So ungern wir Seminaristen aus ihrer theoretischen Ausbildung herausnahmen, so freuten wir uns doch immer wieder, mit Schulratspräsidenten kleiner Landgemeinden ins Gespräch zu kommen. Wir erfuhren auch Rückmeldungen über Erfolge und Mühen der werdenden Lehrer in ihrer ersten selbständigen Schulführung. Im ganzen hat man deren Eifer

und Arbeitshaltung gerühmt. Zwar war die Ausbildung noch nicht abgeschlossen. Aber die Methode ist ja nie alles; Haltung und Einstellung der Lehrkraft bestimmen weitgehend die Schulatmosphäre und den Arbeitseifer der Kinder.
Ab und zu konnte ich mir auch selber ein Bild machen über die Schulführung der Seminaristen in den Gemeindeschulen. Das war freilich nur wenige Male je Schuljahr möglich. An solche *Schulbesuche* denke ich gerne zurück, weil die Eindrücke so unmittelbar und lebendig waren. Wie das gut tut, der Stadtluft für einen Tag zu entfliehen, Dorfschulen in ihrer ländlich-herbstlichen Umwelt, mit Lärchengold und Buchenbraun, zu erleben. Dann die Landkinder! In Schulen des Prättigaus kam es vor, dass die ganze Schülerschaft die dort üblichen blauen Blusen trug, was wie Schuluniformen aussah. Gelegentlich besuchte ich Schulen mit dem *Schulinspektor* zusammen, so dass wir bei einem anschliessenden Hock Schulfragen besprechen, auch etwa einem Schulratspräsidenten begegnen konnten. Im Bündner Oberland kam es noch vor, dass sich die Schüler, wenn der Inspektor und ich die Schulstube betraten, erhoben und im Chor lautstark grüssten: «Bien di signur inspectur!» Die Kinder zeigten sich ausgesprochen arbeitswillig, warfen nur ab und zu einen verstohlenen, oft auch leicht schelmischen Blick auf uns, um sich gleich wieder ganz ins Zeug zu legen. Im Laufe der Jahre durfte ich eine Reihe von Landschulen kennen lernen und so den Schulalltag erneut erfahren, was für die Tätigkeit in der Lehrerbildung bedeutsam ist.
Von den Kommissionen, in welchen ich mitzuarbeiten hatte, verdient die *kantonale Erziehungskommission* besondere Erwähnung. Sie bestand aus fünf Mitgliedern. Sie hat beratende Funktion. Der jeweilige Erziehungschef ist von Amtes wegen Vorsitzender. Rektor und Seminardirektor nehmen ohne Stimmrecht an den meisten Verhandlungen teil. Sie haben Vorschläge zu Verordnungen und Anliegen ihrer Schule zu vertreten und zu begründen, der Seminarleiter auch häufig Vorlagen, die Volksschule betreffend.
Bei der Vorbereitung von Lehrerwahlen für das Seminar wird der Erziehungskommission, aufgrund von Beratungen in der Seminarleitung, vorgeschlagen, welche Bewerber in engere Wahl zu ziehen sind. Die Erziehungskommission kann diese Vorschläge ergänzen oder ändern. Sie verfolgt die Probelektionen und stellt der Regierung, auch nach Berücksichtigung der vorliegenden Ausweise, Antrag für die Wahl. Im ganzen bleiben mir die vielen Sitzungen der Erziehungskommission in angenehmer Erinnerung. Langjährige, kompetente und einflussreiche Mitglieder waren, neben andern, A. Brügger, W. Seiler, R. Mittner, G. Casaulta und T. Cantieni.

Zu ergänzen ist, dass an diesen Sitzungen der *Sekretär des Erziehungsdepartementes* als Protokollführer zugegen ist. Mit ihm stehen die Schulleiter auch in der übrigen Zeit in enger Verbindung, können doch manche Fragen mit ihm besprochen oder wenigstens vorbesprochen werden, ohne den Erziehungschef selber übermässig bemühen zu müssen. Beim Rücktritt von der Seminarleitung 1977 habe ich im Jahresbericht einen Namen speziell genannt: «Im Verkehr mit den Behörden nennen wir besonders die Zusammenarbeit mit dem langjährigen und sehr verdienten Sekretär des Erziehungsdepartementes, Herrn *Dr. Christian Schmid.* Mit dem Blick für das Wesentliche und mit überlegener Zuständigkeit verband er eine erstaunliche Vertrautheit mit der Vielgestaltigkeit der Bündner Schule, die sein Vater so lebendig gezeichnet hatte.»
Von den weitern Kommissionen seien wenigstens genannt die allgemeine *kantonale Lehrmittelkommission* und die spezielle *Kommission für italienischsprachige Lehrmittel,* dann die Expertenkommission für den *schulpsychologischen Dienst,* welche Möglichkeiten für die Einführung eines schulpsychologischen Dienstes zu besprechen und der Regierung vorzuschlagen hatte, und schliesslich die *Aufsichtskommission* für den schulpsychologischen Dienst, der 1969 durch Volksabstimmung verwirklicht wurde. Gerade in diesen Kommissionen erheischte die sprachliche Vielfalt unseres Kantons Berücksichtigung. Das galt auch für die Kommission, welche *Massnahmen zur Behebung des Lehrermangels* auszuarbeiten hatte. Diese und weitere Kommissionsarbeiten erforderten, neben anderem, ein gutes Sitzleder.
In guter Erinnerung bleiben mir auch die gemeinsamen *Sitzungen mit den kantonalen Schulinspektoren,* die während Jahren durch diese direkt einberufen und zu denen ich eingeladen wurde. In diesem Kreis, dem wieder auch der Sekretär des Erziehungsdepartementes angehörte, konnte man sich völlig frei zu aktuellen Schulfragen äussern, welche die Leute von der «Front» beschäftigten. Von Zeit zu Zeit gab es auch eine Inspektorenkonferenz im Beisein und unter dem Vorsitz des Erziehungschefs, was dann in den letzten Jahren zur Regel wurde.
Sodann stand das Seminar in Beziehung zur bündnerischen Lehrerorganisation, seit diese vor 100 Jahren gegründet wurde. Im ersten halben Jahrhundert seines Bestehens waren Seminarleiter Präsidenten des *Bündner Lehrervereins.* Im Kontakt, der auch später gepflegt wurde, erfuhr man gleichsam an der Quelle, was die Bündner Lehrer und Schule bewegte. Dem Rat meines Vorgängers folgend, arbeitete ich gerne im Lehrerverein mit, soweit hierfür die Zeit ausreichte. In den sechs Jahren, in welchen ich dem Verein vorstand

(1961–1966), lernte ich die Anliegen der Lehrer direkter kennen (etwa die erwähnte Zuständigkeit des Grossen Rates für die Festsetzung der Besoldung, das Bedürfnis eines schulpsychologischen Dienstes) als bei zufälligen Gesprächen mit Lehrern.
Was ich im Ablauf eines Seminarjahres als Abwechslung besonderer Art und als berufliche Bereicherung erlebte, waren die Tagungen und Studienreisen der *Konferenz der Leiter schweizerischer Lehrerbildungsanstalten.* Die Tagungsorte der jährlichen Konferenz wechselten, so dass man mit der Zeit in fast allen Kantonen zu Gast war. Es gab nicht nur die offiziellen Sitzungen mit einem Tagungsthema und statutarischen Verhandlungen. Auch vertraute Gespräche im kleinen Kreis waren aufschlussreich. Man erfuhr von Kolleginnen und Kollegen, wie das und jenes in ihrem Seminar geregelt wurde, was sie besonders beschäftigte; man erhielt Anregungen. Ob die Konferenz in Locarno, Genf, Lausanne, Neuchâtel, Sitten oder an einem deutschsprachigen Tagungsort stattfand (1965 in Chur), es wurde auch Zeit eingeräumt für Besichtigungen im Ort selber oder in der Umgebung. In den ersten Jahren meiner Amtstätigkeit waren an diesen Tagen noch anerkannte Schulleute der alten Garde zugegen, wie Willi Schohaus, Walter Guyer und Konrad Zeller. Die Zusammenkünfte verliefen recht unformell, ohne Vorstand und Protokoll. Dem Leiter des Tagungsortes oblag die Gestaltung und Abwicklung des Programms. Später musste, wie überall, ein Vorstand mit den verschiedenen Chargen her, was aber nicht bedeutete, dass die Tagungen instruktiver wurden. Was sie an Form gewannen, büssten sie an persönlicher und schöpferischer Spontaneität ein.
Eindrückliche und bleibende Erlebnisse waren auch die *Studienreisen* der Seminarleiter in andere Länder, die in grösseren Abständen durchgeführt wurden, so z.B. nach Amsterdam, Stockholm, Hamburg, Belgrad und Zagreb. Wir besuchten Lehrerbildungsanstalten und Volksschulen. Wie beeindruckte uns etwa in Hamburg die «Schule im Grünen», wo Primarschüler Kleintiere und Geflügel pflegen konnten, ja auch abwechselnd schuleigene Ponys besorgen und ausreiten durften! Dann die Gastfreundschaft jugoslawischer Lehrer, wo man uns vor einem Schulhaus mit lüpfigen Klängen eines Handharmonikacorps empfing und die Treppe hinauf ins Lehrerzimmer anführte!Abends sass man fröhlich, Toasts wechselnd, mit jugoslavischen Kollegen zusammen. Die Vertreter zweier verschiedener Völker freuten sich des beruflichen und menschlichen Kontakts.
Weitere, ebenfalls unvergessliche Tagungen erlebte ich als Mitglied der *schweizerischen Unesco-Kommission,* in welcher damals noch ususgemäss ein Seminarleiter vertreten war. Solche Tagungen,

in welchen sich in grösseren Abständen Abgeordnete fast aller europäischen Länder (manchmal auch aussereuropäischer Länder) trafen, führten nach London, Porvoo (Finnland), Stockholm, Berlin. Es ging vor allem um Fragen der Völkerverständigung und Menschenrechte in der Erziehung.

Ausklang

Fragte man mich, welches (während meiner Amtszeit) die schwersten *Entscheidungen* gewesen seien, so möchte ich sagen: es waren vorwiegend jene, welche Lehrer, Schüler und Eltern stark berührten, wie etwa die Empfehlung des Austritts aus dem Seminar in Fällen, da junge Leute gerne an der Schule geblieben wären, den Anforderungen aber auch mit gutem Willen nicht genügten. Das Persönliche geht immer näher als das Sachliche. Auch Persönliches, das einen selber betrifft. So beschäftigte mich etwa nach Konferenzen und Sitzungen, die nicht ganz wunschgemäss verlaufen waren, wie ich in diesem oder jenem Punkt geschickter hätte argumentieren können. Dann gaben mir zwei schriftliche Anfragen (im Abstand weniger Jahre) eines ostschweizerischen Regierungsrates, ob ich Interesse hätte, die Leitung des Seminars seines Kantons zu übernehmen, sehr zu schaffen. Es lockte der See; doch waren es die Berge, die mich zurückhielten? War es klüger zu bleiben? Ich weiss es nicht. Die Aufgabe war (abgesehen davon, dass es sich um ein kleines Seminar handelte) hier wie dort die gleiche: Der Dienst an der Schule. Das war das Entscheidende.

Persönlich tief berührt fühlte man sich, wenn unvermittelt der *Hinschied eines Lehrers oder Schülers* gemeldet wurde. In sechs Fällen starben Seminarlehrer im Amt, und mehrmals standen wir auch an der Bahre eines Schülers. Mit einem Schlag wusste man sich, zusammen mit Professoren, Schülern und Mitarbeitern, betroffen; zur Trauer mischte sich das Mitfühlen mit Angehörigen, aber auch der Dank, dass man ein Stückweit den Weg gemeinsam gehen durfte. Für das gemeinsame Gehen und Tragen, für das gemeinsame Sich-Bemühen um die Bildungsaufgabe am Seminar danke ich allen Kollegen, Mitarbeitern und Schülern.

Zum Schluss noch eine sehr persönliche Feststellung: Was den Anreiz für meine Arbeit verstärkte, war die geistige *Verbundenheit mit den beiden letzten Vorgängern.* Den alten Paul Conrad sehe ich noch vor mir, wie er, ein hagerer Mann mit schmalem Gesicht, hoher Stirn, Bart und Brille, mit einem Rucksack, sich auf einen Stock stützend, aus dem Laden in Davos Glaris, wo er jeweils einkaufen ging, mit langsamem, aber stetem Schritt heraufkam und an unserem Haus vorbei auf seinen Hitzenboden hinaufstieg. In aller Be-

scheidenheit weckte «Öhi Pauli» (Grossonkel) meine Aufmerksamkeit und Achtung noch mehr, als ich erfuhr, dass er sogar Bücher geschrieben habe, Bücher zur Pädagogik, von der ich damals keine Ahnung hatte.
Martin Schmid, auch er mit stark vergeistigten und unverwechselbaren Gesichtszügen, hat mich ebenfalls als Persönlichkeit beeindruckt. Als sein Schüler erfuhr man von der Weite seines geistigen Horizontes, folgte seiner sprachlichen Gewandtheit und Schlagfertigkeit. Ich sehe ihn, wie er später während meiner ersten Amtsjahre, als er noch an der Kantonsschule unterrichtete, etwa in der Pause gütig lächelnd in mein Büro kam, wo er so viele Jahre tätig gewesen war, sich bequem hinsetzte und gern ein paar Worte wechselte, auch etwa mit distanzierter Überlegenheit über die Pädagogik, die ja eigentlich keine «Wissenschaft» sei, lose Bemerkungen hinwerfend. Wie als Lehrer und Schulleiter beeindruckte er mich auch als Dichter und Kulturvermittler.
Dass ich die Arbeit dieser meiner Vorgänger weiterführen durfte, bis ich sie 1977 an Peter Risch übergab, war mir Ansporn und Verpflichtung zugleich.
Damit hat sich der Kreis geschlossen, sind wir zum Anfang zurückgekehrt. Mein Schwanengesang wollte einiges aus der Zeit des Wandels festhalten: den Lehrermangel, den sich die junge Generation kaum vorzustellen vermag, wie den innern und äussern Ausbau der Lehrerbildung.